

Buchbesprechungen

Korn, Hans-Enno: Hessische Gemeindewappen. Schriften d. Hess. Staatsarchivs Marburg 1; Marburg 1984, 44 S., 52 Abb.

Bei der hier anzuzeigenden Schrift handelt es sich um einen Katalog, der aus Anlaß einer im Hessischen Staatsarchiv Marburg gezeigten Ausstellung mit Wappen-, Flaggen- und Siegelzeichnungen von Heinz Ritt, dem bekannten hessischen Heraldiker, entstanden ist. Die 250 vorgestellten und im Katalog verzeichneten Beispiele seiner Kunst umfassen ausschließlich Arbeiten für hessische Landkreise und Gemeinden, während eine Auswahl von etwa 100 seiner Familienwappen, die ebenfalls zu sehen war, nicht mit aufgenommen wurde.

Als Einleitung in den Problembereich dient ein Aufsatz des Herausgebers Hans-Enno Korn, der es versteht, auf knappstem Raum Wesentliches über Bedeutung und Entwicklung der Wappen und ihre Gestaltung einst und heute auszusagen. Vom „Herrenwappen zum Herrschaftswappen“ kennzeichnet er ihren Gang durch die Jahrhunderte (S. 6), der schließlich in der Nachkriegszeit in einen ungeahnten Aufschwung mit einer Fülle von neuen kommunalen Wappen münden sollte. An ihrer Gestaltung in Hessen maßgeblich mitgearbeitet zu haben, ist das unbestrittene Verdienst von Heinz Ritt: Fast 90 Prozent aller hierzulande genehmigten Wappen stammen von seiner Hand.

Er selbst beschreibt in einem weiteren Beitrag seinen Weg zur Heraldik, der weitgehend von den Zufällen der Kriegszeit mitbestimmt war und in der Begegnung mit Pfarrer Hermann Knodt gipfelte, der ihn recht eigenartig erst für diese wissenschaftliche Kunst gewonnen hat. Ritts Talent, „heraldisch“ zu können (S. 9), wie der Altmeister der neueren gemeindlichen Heraldik, Otto Hupp, einst eine derartige Begabung nannte, wurde stark von dessen Wappenbüchern beeinflußt, deren klassischer Stil den jungen Heraldiker begeisterte.

Seit dreißig Jahren hat Ritt so Hunderte von Wappen hessischer Landkreise und Gemeinden geschaffen. Es war eine Ehrenschild, noch nachträglich zu seinem 65. Geburtstag eine repräsentative Auswahl von ihnen der Öffentlichkeit vorzustellen. *Waldemar Zillinger*

Demandt, Karl Ernst: Geschichte des Landes Hessen. Revidierter Nachdruck der zweiten, neubearbeiteten und erweiterten Auflage 1972. Verlag Johannes Stauda: Kassel 1980, 719 S., 9 Ktn. i. Text.

Die vorliegende Veröffentlichung ist kein Nachdruck der ersten Auflage. Seit ihrem Erscheinen 1959 hat die hessische Landesgeschichtsforschung zahlreiche neue Erkenntnisse gebracht, die der Vf. in der jetzigen Fassung seines Werkes berücksichtigt hat. Er hat alle Kapitel einer gründlichen Überarbeitung unterzogen und gelegentlich seine Ansichten geändert oder modifiziert. Alle Urteile wurden sorgsam überprüft und einige Fehler korrigiert. Besonders verdienstvoll ist, daß nicht nur die Stammtafeln erweitert wurden, sondern auch der Text durch neun Kartenbeilagen sinnvoll ergänzt worden ist. Karte I stellt das Straßennetz in den Grenzen des heutigen Hessen dar, wie es sich bis zum Ende des Mittelalters entwickelt hatte. Die Karte II (Höhensiedlungen) entspricht dem Stand von 1970, so daß noch mit gewissen Erweiterungen zu rechnen sein wird. Die Karten III bis VII vermitteln einen Überblick über die Entwicklung der Territorien an den Grenzen Hessens. Während Karte III (Katzenelnbogen) die Hessen benachbarten Territorien nach dem Stande von etwa 1480 bezeichnet, benennt Karte Nr. IV (Entwicklung der Landgrafschaft) die zur Landgrafschaft Hessen gehörenden Gebiete um 1550. In den Karten V und VI werden die territorialen Veränderungen im hessischen Raum von 1567 bis 1866 sichtbar gemacht. Karte VII (Entwicklung von Nassau) gibt den Stand um etwa 1600 wieder, Karte VIII (Hessen um 1789) bezieht auch die geistlichen Territorien in die Betrachtung ein, und Karte IX (Hessen 1815) ist beigelegt worden, um einen Überblick über die erste Generalverwaltungsreform nach dem Ende des alten Reiches zu geben. Die Karten wurden von Barbara Demandt zumeist nach der Vorlage des von Friedrich Uhland bearbeiteten Geschichtlichen Atlases von Hessen geschaffen. Wie in der ersten Auflage hat der Vf. auch hier auf die Nennung von Quellen- und Literaturbelegen verzichtet. Das erweist sich aber nicht als Mangel, weil das inzwischen als Ergänzung zu dieser hessischen Geschichte vorgelegte „Schrifttum zur Geschichte und geschichtlichen Landeskunde von Hessen“ den gegenwärtigen Forschungsstand umfassend berücksichtigt. So macht sich auch nicht das Fehlen von Anmerkungen zum Text störend bemerkbar, die überdies nicht nur den Rahmen des Werkes gesprengt, sondern notwendigerweise auch seinen Charakter verändert hätten. So bietet auch diese Geschichte des Landes Hessen nur eine „knappe, zusammenschließende Darstellung“ und klammert Untersuchungen zu Spezialfragen bewußt aus. D. hat mit der revidierten Neu-

auflage seines Werkes der Erkenntnis Rechnung getragen, daß angesichts der wachsenden Spezialisierung der Geschichtswissenschaft umfassende Gesamtdarstellungen, die die Grundzüge der historischen Entwicklung bestimmter Räume nachzeichnen, ein dringliches Desiderat sind. Dem Vf. gebührt Anerkennung, daß er sich dieser – im Falle Hessens – besonders schwierigen Aufgabe unterzogen hat. Er hat sich nicht im Gestrüpp der gewaltigen Stofffülle verloren, sondern diese einer sorgfältigen Auslese unterworfen und in klar gegliederter und gut lesbarer Form dem Benutzer zugänglich gemacht. Auch in der jetzt vorliegenden Fassung erfüllt das Buch seine Aufgabe, nicht nur den Fachhistoriker, sondern auch für alle Laien, die sich aus den verschiedensten Gründen mit der Geschichte Hessens befassen, ein wichtiger Ratgeber zu sein. Mit Recht hat D. Sachmitteilungen an erste Stelle gerückt, denn nur diese ermöglichen auf Grund der vermittelten Kenntnisse ein fundiertes, objektives Urteil. Der Informationswert des Werkes wird durch das kombinierte Personen-, Orts- und Sachregister bedeutend erhöht, denn es verdeutlicht häufig die Angaben des Textes durch die Nennung der Regierungsjahre der Fürsten und durch Namenergänzungen. Im wesentlichen gilt für die neue Auflage das, was Walter Heinemeyer bereits in seiner Besprechung der ersten Fassung des Buches (ZHG 1960, S. 193 f.) ausgeführt hat. Der Vf. hat die Gliederung entsprechend den territorialgeschichtlichen Gegebenheiten in Längsschnitten beibehalten. Das führt dazu, daß die Landgrafschaft Hessen mit den beerbten Grafschaften, die geistlichen Mächte und Territorien wie das Bistum Fulda und die Reichsabtei Hersfeld, die Nassauer Grafschaften, die Herrschaften und Reichsstandschaften, die mediatisierten Grafschaften und das Fürstentum Waldeck in eigenen Kapiteln behandelt werden. Infolge dieser Einteilung muß der Benutzer, der sich für bestimmte Vorgänge der hessischen Geschichte, wie z. B. die Auseinandersetzungen mit dem Erzstift Mainz oder die Reformation interessiert, an verschiedener Stelle nachlesen. Über das Register kann er sich jedoch schnell orientieren. Für das von D. befolgte Territorialprinzip spricht, daß es den tatsächlichen Verhältnissen mehr entspricht als eine weitgehende willkürliche Gliederung nach einzelnen Zeitepochen. Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung ist die politische Geschichte Gesamthessens. Zu ihrer Verdeutlichung wurden andere Bereiche der Geschichtswissenschaft wie Kirchen-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einbezogen. Zu weit geht nach Ansicht des Rezensenten die Behauptung des Vfs., die im Rahmen der Landeskunde mit ihren siedlungsgeschichtlichen, volks- und bevölkerungskundlichen Studien beschriebenen Vorgänge hätten „kaum einmal bestimmenden Einfluß auf Notwendigkeit und Richtung unserer Geschichte gehabt“. Gerade für den Verlauf der politischen Geschichte stellen die Siedlungs- und Bevölkerungsverhältnisse eines Raumes entscheidende Faktoren dar.

Dank der Überarbeitung und Ergänzung aller Kapitel kann D. in der vorliegenden Fassung noch deutlicher als in der Erstauflage seines Werkes machen, daß das heutige Bundesland Hessen keine willkürliche Schöpfung der Besatzungsmächte ist, sondern vielmehr das Ergebnis einer weitgehend organischen und trotz aller Knicke in den Leitlinien kontinuierlich verlaufenden Entwicklung darstellt. Der in vielen Jahrhunderten territorial zersplittert gewesene hessische Raum ist nunmehr zu einer Einheit zusammengefügt worden und kann dank seiner Lage beiderseits des Mains eine wichtige Brückenfunktion zwischen Nord- und Süddeutschland ausüben.

Die bis zum Jahre 1970 geführte Darstellung der Geschichte Gesamthessens vermittelt nicht nur einen anschaulichen Überblick über alle für die historische Entwicklung wichtigen Ereignisse, sie ist darüber hinaus in vorzüglicher Weise geeignet, sowohl dem Fachhistoriker als auch dem interessierten Heimatfreund Anstöße zur Beschäftigung mit Einzelpersonen zu geben. Der Stauda-Verlag in Kassel war gut beraten, den revidierten Nachdruck des Werkes in sein Programm aufzunehmen.

Stefan Hartmann

Philippi, Hans: Das Haus Hessen. Ein europäisches Fürstengeschlecht. Verlag Thiele und Schwarz: Kassel 1983, 176 S.

Das vorliegende Bändchen zeichnet in gedrängter, aber dennoch gut lesbarer Form den Weg des Hauses Hessen über 1100 Jahre hinweg nach. Zunächst schildert Ph. den Veränderungsprozeß, dem die deutschen Hochadelsfamilien im Laufe der Geschichte unterworfen waren. Er teilt die europäische Geschichte in drei große Abschnitte ein: die Frühentwicklung der abendländischen Welt von ca. 800 bis 1200, die mittlere Zeit von 1200 bis 1500 und das Spätstadium nach 1500 mit dem allmählichen Niedergang des feudalen Staats- und Gesellschaftsgefüges. In diese Perioden läßt sich nach seiner Ansicht die Entwicklung des Hochadels zwanglos einord-

nen. Immer wieder war diese von Ausleseprozessen begleitet, die nur einen Bruchteil hochadliger Geschlechter ohne Minderung ihres Standes übrigließen. Am deutlichsten wird das nach dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803, als die meisten kleinen deutschen Territorien von der Landkarte verschwanden und in größeren Herrschaftsgebilden aufgingen. Nur wenige Familien blieben im Besitz ihrer Souveränitätsrechte und an der Spitze der von ihnen regierten Länder. Ph. nennt hier u. a. das Haus Hohenzollern in Preußen, die Wittelsbacher in Bayern, die Wettiner in Sachsen und Thüringen, die Württemberger, die Zähringer in Baden, die Mecklenburger, Oldenburger, das Haus Lothringen-Habsburg in Österreich und das Haus Hessen. Korrekturbedürftig ist der Hinweis, die Welfen hätten in Hannover bis 1918 die Souveränität besessen. Bekanntlich wurde ja dieses Königreich 1866 von Preußen annektiert. Lediglich in Braunschweig regierten sie bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, daß nach der Errichtung des Norddeutschen Bundes 1867 und des Deutschen Reiches 1871 die Befugnisse der deutschen Fürsten zugunsten der gesamtstaatlichen Souveränität stark beschnitten wurden, was vor allem im Bereich der Außenpolitik, Reichsjustizhoheit und des Militärwesens – trotz der Reservatrechte Bayerns, Sachsens und Württembergs – sichtbar wurde. Man kann daher zumindest für die Zeit von 1871 bis 1918 nur von einer eingeschränkten Souveränität der deutschen Landesfürsten sprechen. Wie die Habsburger, Hohenzollern, Welfen und Oldenburger war auch das Haus Hessen mit zahlreichen europäischen Adelsfamilien verschwägert. Sehr fraglich erscheint die These des Vfs., die Dynastie Brabant sei von einem „hessischen Habitus“ bestimmt gewesen. Zu verschieden waren die Charaktere der hessischen Fürsten, um weitgehende Gemeinsamkeiten ihres Regierungsstils zuzulassen. Daß sie in ihrer äußerlichen Statur häufig gewisse Ähnlichkeiten aufwiesen, reicht als Begründung eines spezifisch hessischen Habitus nicht aus.

Zunächst befaßt sich Ph. mit den Vorfahren des Hauses Brabant, die in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts im fränkischen Maasgau nachweisbar sind. In der Folgezeit sind sie als Grafen von Hennegau und Löwen bezeugt. Zum ersten Mal erscheint die Bezeichnung „Herzog von Brabant“ bei Gottfried III. (1142–1190), der mit der Gräfin Margarete von Namur verheiratet war. Sein Sohn Heinrich I. führte als erster den Brabanter Löwen auf seinen Siegeln. Dessen Enkel Heinrich war der Stammvater des hessischen Fürstenhauses. Er war durch seine Mutter Sophie ein direkter Sproß des bis 1247 in Thüringen und Hessen regierenden ludowingischen Landgrafenhauses. Landgraf Heinrich I., das „Kind von Brabant“, verfügte über ein Territorium, das sich aus dem Land an der Lahn mit Marburg und der Grafschaft in Niederhessen zusammensetzte und durch die Grafschaft Ziegenhain geteilt war. Zu der Zersplitterung seines Herrschaftsgebiets kam als weiterer nachteiliger Faktor die Lage der Landgrafschaft im Schnittpunkt der Interessen dreier mächtiger Fürsten, die alle mit ihren Ansprüchen dem Brabanter entgegenstanden. Dabei handelte es sich im Norden um die Herzöge von Braunschweig, im Osten um die Wettiner in Thüringen und Meißen und im Süden um die Erzbischöfe von Mainz. Vor allem mit den letzteren, die im hessischen Bereich ein eigenes geistliches Territorium zu begründen suchten, kam es in der folgenden Zeit häufig zu erbitterten Auseinandersetzungen, die wiederholt den Bestand der Landgrafschaft in Frage stellten und erst 1427 nach dem hessischen Doppelsieg bei Fritzlar und Fulda beendet waren. Aufschlußreich ist der Hinweis des Vf., daß bereits zur Zeit Sophies und ihres Sohnes Heinrich die verwandtschaftlichen Bindungen des Hauses Hessen nach Norden und Osten tendierten. Die Einbeziehung in den von Welfen, Hohenzollern, Oldenburgern und Oraniern gebildeten nord-europäischen Heiratskreis, der von St. Petersburg über Stockholm und Kopenhagen bis London reichte, blieb – von wenigen Ausnahmen abgesehen – in den folgenden Jahrhunderten für die hessischen Fürsten bestimmend.

Im folgenden zeichnet Ph. die Geschichte des Hauses Brabant bis zur Volljährigkeit Philipps des Großmütigen nach. Hier wird die enge Verflechtung zwischen Herrscherhaus und Territorium sichtbar. Dank der Beharrlichkeit der Landgrafen und der Zielstrebigkeit ihrer Politik stellte Hessen einen gewichtigen Faktor im Deutschen Reich am Ende des Mittelalters dar. Nicht nur die Bedrohung durch das Erzstift Mainz war endgültig abgeschüttelt, durch den Erwerb der Grafschaft Ziegenhain und Katzenelnbogen hatte die Landgrafschaft auch eine Abrundung und bedeutende Erweiterung erfahren, die ihren Fürsten ein selbstbewußteres Auftreten in Reichsangelegenheiten gestatteten. Das wurde in der Politik Philipps des Großmütigen deutlich, der wie kein anderer hessischer Fürst vor und nach ihm die Geschichte des Reichs beeinflusste. Ph. hat es verstanden, dem Leser ein farbiges und sorgsam abgewogenes Bild dieses Landgrafen zu vermitteln, der in Hessen die Reformation einführte und zum Haupt der protestantischen Partei in Deutschland wurde. Der Grund für das Scheitern seiner weitreichenden politischen Pläne ist letztlich in seiner eigenen Persönlichkeit zu suchen, die eher emotional als rational war und häufig diplomatisches Geschick vermissen ließ. Einer seiner

größten Fehler war seine mit dem geltenden Recht und Sittengesetz unvereinbare Eheschließung mit der Hofdame Margarete von der Sale, die ihn moralisch und politisch angreifbar machte und seine Position als Reichsfürst nachhaltig beeinträchtigte. Der Vergleich der Testamente Philipps von 1534 und 1560 beweist, daß der Landgraf unter dem Druck der selbstverschuldeten Eheverhältnisse den Gedanken der Primogenitur aufgab und sich zur Aufteilung seiner Lande unter seine Söhne entschloß. Diese verhängnisvolle Landesteilung – es entstanden die Linien Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Hessen-Marburg und Hessen-Rheinfels, von denen schließlich nur die beiden ersteren übrigblieben – entzog dem Haus Hessen für immer die Möglichkeiten, bestimmenden Einfluß auf die deutsche und europäische Geschichte auszuüben. Hinzu kam, daß die Höfe in Kassel und Darmstadt häufig verschiedenen politischen Lagern – z. B. im Dreißig- und Siebenjährigen Krieg – angehörten, so daß von einer einheitlichen hessischen Politik nicht gesprochen werden kann. Eingehend beschäftigt sich Ph. in den folgenden Kapiteln mit den Häusern Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt und den von diesen abzweigenden Nebenlinien, wovon Hessen-Rotenburg und Hessen-Homburg die wichtigsten waren. Nach seiner Auffassung lassen sich generationsweise unter den beiden Hauptlinien Vergleiche in bezug auf die Staatsverhältnisse und die Charaktere der einzelnen Herrscher anstellen. So gehörte beispielsweise der Darmstädter Landgraf Ludwig VI. (1661–1678) derselben nüchternen, leidenschaftslosen Generation wie sein Kasseler Vetter Wilhelm VI. an. Wie dieser lehnte er höfischen Aufwand ab und stand vor der Aufgabe, die Wunden des Dreißigjährigen Krieges zu heilen. Auch zwischen dem Landgrafen Karl (1677–1730) und seinem „Generationsgenossen“ Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt gab es manche Parallelen, aber auch wesentliche Unterschiede. Hier war Karl sicherlich die bedeutendere Persönlichkeit, die – gestützt auf die gesunde Wirtschaftskraft seines Staates – Hessen-Kassel ein größeres Gewicht auf der politischen Bühne als Darmstadt verschaffte. Dagegen überstrahlte der Darmstädter Hof den Kasseler am Ende des 18. Jahrhunderts im kulturellen und geistigen Bereich. Hier ist vor allem die „Große Landgräfin“ Caroline zu nennen, die von Friedrich dem Großen und Goethe als Zierde des Jahrhunderts gepriesen wurde. Sie zog Wieland, Herder, Gleim, Goethe und andere führende Geister der Zeit an ihren Hof und über diesen später nach Weimar.

Ein besonderes Kapitel widmet Ph. den territorialen Veränderungen und der Ausbildung des Verfassungsstaates im Kurfürstentum und Großherzogtum Hessen. Zu kraß erscheint dem Rezensenten die These, daß sich Kurfürst Wilhelm I. in Wesen und Charakter nie weiter entwickelt habe. Bei allem Festhalten des Kurfürsten am Althergebrachten ist ein gewisser Entwicklungsprozeß seiner Persönlichkeit nicht zu verkennen. Aufschlußreich ist hier der Hinweis, daß er als einer der ersten deutschen Fürsten nach 1815 einen Landtag unter Einschluß der Bauern berief. Im Gegensatz zu Kurhessen überdauerte Hessen-Darmstadt – vor allem dank der Protektion der Höfe von London und Petersburg – den „Bruderkrieg“ von 1866. Der hier regierende Zweig des Hauses Hessen blieb bis zur Revolution von 1918 im Amt. Das in „Volksstaat Hessen“ umbenannte Land bestand bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges.

Ph. ist es gelungen, die Geschichte Hessens unter dem Aspekt seines regierenden Herrscherhauses sichtbar zu machen. Seine Studie stellt eine Verknüpfung von Landes- und Fürstengeschichte dar. Er macht deutlich, daß hier eine enge Wechselwirkung besteht, die in den vielfältigsten Erscheinungen zutage tritt. Das Buch wird durch Stammtafeln der Häuser Brabant, Thüringen und Hessen sowie der Linien Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt ergänzt, während ein Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Personen- und Ortsregister leider fehlen.

Stefan Hartmann

Bett en hä u s e r, Erwin: Die Landgrafschaft Hessen-Kassel auf dem Westfälischen Friedenskongress 1644–1648. Diss. Wiesbaden 1983, 192 S.

Der Verf. gliedert seinen Untersuchungsstoff in die Abschnitte: 1. Die Politik Hessen-Kassels von 1604–1643; 2. Grundlagen und Voraussetzungen der hess. Reichs- und Außenpolitik zur Zeit des Westfälischen Friedenskongresses; 3. Hessen-Kassel als Mitglied des Friedenskongresses; 4. Die hessische Friedensexekution 1648–1651. Zunächst erinnert der Verf. in einem Rückblick auf die verhängnisvolle Erbteilung unter Philipp dem Großmütigen (1567), entwickelt dann die Grundlinien des Netzes internationaler Beziehungen, in die Hessen-Kassel unter Amalie Elisabeth eingebunden war. Sie wurde schon zu ihren Lebzeiten unterschiedlich beurteilt, bediente sich tyrannisch-machiavellistischer Methoden, um das Schiff ihres Militärstaates (ca. 25 Prozent der Bevölkerung waren Soldaten) zwischen den gefährlichen

Klippen ihrer politischen Feinde hindurchzulenken. Mit Akribie und Einfühlungsvermögen schildert der Verf. die wechselvollen Bewegungen diplomatischer Verhandlungen, ihre Peripherien, ihre Ränke, immer darauf bedacht, fiskalische Aspekte (Finanznot des hess. Souveräns) mit finanziellen Aspekten (Forderung nach Kriegsentschädigung von 1. Mio. Rthl., Entgegennahme von Subsidien) und machtpolitisch-erbrechtlichen Interessen in Verbindung zu bringen! Sicherung der Dynastie, Geldgewinn, Arrondierung des Territoriums blieben wichtige Inhalte der Politik einer präabsolutistischen Kleinherrschaft. Die ganze Darstellung erreicht ihren Höhepunkt in der Schilderung des gesellschaftlichen Lebens und der Finanzlage hessischer Delegierter auf dem Friedenskongreß. So präsentiert sich hier eine ausgewogene, gründliche, multiperspektivische und analytische Dissertation, bei der die Zitate aus den Originalen sehr kurz sind und das gute Register leider auch Banalitäten (Fluß Werra) enthält.

Volker Petri

Kiesow, Gottfried: Romantik in Hessen. Stuttgart: Theiss 1984.

Der hier angezeigte Band bietet eine ausgezeichnete Darstellung der Bauten des romanischen Stils in Hessen. Der eingehenden chronologischen Beschreibung der geschichtlichen Grundlagen, der kunstgeschichtlichen Entwicklung der einzelnen Abschnitte der Baukunst dieser Zeit folgt jeweils eine verhältnismäßig große Anzahl guter und zu einem beträchtlichen Teil noch nicht gesehener Abbildungen.

Der zweite Teil behandelt die einzelnen Baudenkmäler in alphabetischer Folge. Der Verfasser geht dabei auf ihre Geschichte und baugeschichtliche Entwicklung sowie ihre kunstgeschichtliche Bedeutung und auch auf ihren Erhaltungszustand ein. Einige gute Grundrisse und Detailaufnahmen ergänzen den Text.

Leider sind dem Verfasser in diesem Teil an einigen Stellen kleine Ungenauigkeiten unterlaufen, die den Wert des Bandes nicht schmälern, aber eine korrigierte zweite Auflage wünschenswert erscheinen lassen.

Die folgenden Beispiele mögen das zeigen.

Wahlsburg - Lippoldsberg, Kreis Kassel. Ehemaliges Benediktinerkloster St. Maria und Georg, S. 261: Der Landgraf Carl ließ den Westflügel des Quadrum zu einem Jagdschloß umbauen. Offenbar wurde dieser Plan aber nicht zu Ende geführt, als Jagdschloß „gedient“ haben die Gebäude dem Landgrafen jedenfalls nie.

Der östliche Flügel wurde - vor 1842 - durch einen Brand zerstört und bald danach wieder östlich neu aufgebaut.

Oder S. 262: Den abgeschrägten Kanten der Zwischenpfeiler des Langhauses der Kirche sind schlanke *Halb*-Säulchen vorgesetzt. Das Horizontalgesims ebenfalls im Langhaus besitzt lediglich eine glatte Schräge und ist *nicht* mit einem Schachbrettfries verziert.

Man sollte das Attribut „kryptenartig“ für den Raum unter der Nonnenempore vermeiden, da er wohl als Eingangshalle gedient haben mag, aber nichts mit einer Krypta gemein hat.

Es ist unverständlich, daß der Verfasser zu der Behauptung kommt, „durch den Anstrich“ sei „Mauerwerk vorgetäuscht worden“. Man betonte bei den Herrichtungsarbeiten lediglich die tatsächlich vorhandenen Fugen zwischen den Quadern und hob die schwache Farbigekeit der Steine, die in feuchtem Zustand deutlich wird, durch leichte Farbtönung hervor. Von einem „Anstrich“ und einem „aufgemalten Fugennetz“ kann man da doch wohl kaum sprechen.

Bei den 1959 durchgeführten Restaurierungsarbeiten wurden leider kaum Reste romanischer Ausmalung gefunden. Die spärlichen Spuren, die sich erhalten hatten, entstammten Ausmalungen der Klosterkirche in den Jahren 1824 und 1875.

Da die üblichen Orgelprospekte erst in der Zeit des Barock Mode wurden, erschien es berechtigt, die Orgel nur aus tönenden Pfeifen aufzubauen, in der Annahme, dadurch den frühesten Darstellungen dieses Instrumentes am nächsten zu kommen. Die Behauptung von „Verkrampfung“ und „unnötiger Unruhe“ dürfte sehr subjektiver Beurteilung entspringen.

Als Literatur wäre schließlich sicher erwähnenswert gewesen: Jochen D e s e l: Das Kloster Lippoldsberg. Melsungen Gutenberg 1967.

Zu S. 203: Bad Karlshafen - Helmarshausen. Ehemalige Benediktinerabtei St. Maria und Petrus:

Zu großer künstlerischer Blüte gelangte die Abtei um 1100, als hier der bedeutende Künstlermönch *Theophilus qui est Rogkerus* - der Goldschmied Roger von Helmarshausen - wirkte. Zahlreiche von ihm selbst oder doch von seinen Mitarbeitern geschaffene Werke gehören zu den bedeutendsten Metallarbeiten seiner Zeit. Wahrscheinlich ist er auch der Verfasser der *schedula diversarum artium*, des ersten Handbuchs des Kunsthandwerks.

Im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts blühte in Helmarshausen eine bedeutende Buchmalerschule, deren heute bekanntestes Werk das Evangeliar Heinrichs des Löwen ist. Es entstand um 1175, also doch wohl nicht „gleichzeitig“!

Nach Einführung der Reformation wurde das Kloster 1538 offiziell aufgelöst. Die nicht mehr genutzten Gebäude verfielen. Die Kirche wurde als Steinbruch benutzt, ihre Reste versanken unter einer dicken Schuttschicht.

Zu S. 81 und den Abbildungen 62–64: Die beiden erwähnten Tragaltäre befinden sich in dem Paderborner Dommuseum.

Zu S. 204: Ruine der Johanneskapelle in der Krukenburg: Auf dem Krukenberg bei Helmarshausen wurde wahrscheinlich schon in karolingischer Zeit eine Taufkapelle errichtet. Sie wird bereits 1107 als „alte Bergkapelle“ bezeichnet. Von ihr sind lediglich unterirdische Reste eines Arkesoliums erhalten.

An ihrer Stelle errichtete der Paderborner Bischof Heinrich II. den Zentralbau der Krukenbergkirche (geweiht 1126). Den Plan dazu hatte sein Vorgänger 1133 von dem Helmarshäuser Abt Wino aus dem Heiligen Lande holen lassen, um in Paderborn die Busdorfkirche als (vermeintliche) Nachbildung der Heilig-Grab-Kirche in Jerusalem errichten lassen zu können.

Als im 13. Jahrhundert die Spannungen zwischen dem Bistum Paderborn und dem Erzbistum Köln zunahm, wurde um die Krukenberg-Kirche herum eine verhältnismäßig starke Burg erbaut.

Hermann Schmidt

Brilmayer, Karl Johann: Rheinhausen in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichte der bestehenden und ausgegangenen Städte, Flecken, Dörfer, Weiler und Höfe, Klöster und Burgen der Provinz Rheinhausen nebst einer Einleitung. 1905. Würzburg: Weidlich Reprints 1985. XVIII + 514 S., ca. 185 s/w-Abb., EfaIn farbig, 98,— DM.

Ein Reprint-Spezialist – der Verlag Weidlich, Würzburg – legt K. J. Brilmayers „Rheinhausen in Vergangenheit und Gegenwart“ von 1905 in einem in der äußeren Aufmachung und der Nachdruckqualität in jeder Hinsicht empfehlenswerten Wiederabdruck vor.

Dieser Band, der die Geschichte aller urkundlich erfaßbaren oder noch bestehenden Siedlungsplätze der Region – ob Stadt, Burg, Dorf oder nur Weiler oder Flecken – bei alphabetischer Nennung der Orte und einem (als Bezugssystem für den Leser sehr nützlichen, weil gleichbleibenden) System von Gliederungsstichwörtern erfaßt, ist ein unverzichtbares Hilfsmittel bei der Auseinandersetzung mit der Historie Rheinhausens. Zwar kann die Beschränkung auf eine (ohne spätere Rück- und Querverweise) vorgeschaltete Liste von 31 Literaturhinweisen nach heutigen Maßstäben nicht mehr befriedigen, angesichts der Fülle angebotenen Wissens – das auf weit mehr als nur eben diesen Quellen fußt (die benutzten Archive sind leider nicht näher erfaßt, ebensowenig die damaligen Zeitzeugen) – kann man mit dieser sonst äußerst exakten Darstellungsform leben. Die Geschichte der Region zwischen Biebrich und Worms, zwischen Kreuznach und Oppenheim wird in dieser Kompilation von Orts-Geschichten überzeugend erfaßt; die mitgeteilten demographischen Daten entsprechen dem Stand des Jahres 1904. Insbesondere diese letzteren Angaben zum Schulwesen, zu Pfarrverhältnissen, Religionszugehörigkeit usw. würdigt auch Helmut Mathy, der Vorsitzende des Arbeitskreises landeskundlicher Vereinigungen und Einrichtungen Rheinland-Pfalz in einem begleitenden Vorwort als exakt und ausführlich und „keinem neueren Werk zu entnehmen“. Natürlich ist unser Wissen über archäologische Befunde, zur mittelalterlichen Geschichte (z. B. die urkundlichen Ersterwähnungen betreffend) usw. größer geworden, dennoch ist der in Bibliotheken und Antiquariaten längst selten gewordene Band als Einstiegsinformation zur Geschichte aller Orte des o. a. Bezugsbereichs unverzichtbar geblieben.

Helmut Mathy versucht, in einem neunseitigen, äußerst präzisen Vorwort nicht nur die Biographie des damals kurz nach Erscheinen dieses Standardwerkes am 16. 11. 1905 in Mainz gestorbenen Brilmayer nachzuzeichnen; er geht auch ein auf die orts- und regionsgeschichtliche Literatur (erst der Vergleich macht die Sonderstellung des vorliegenden Bandes deutlich!) und widmet sich schließlich der besonderen politischen Geschichte dieses aus vielen alten Herrschaftsverhältnissen zusammengewürfelten linksrheinischen Bezugsgebietes. Mathys Vorwort-Essay steigert den Wert des Bandes.

Brilmayers „Rheinhausen“ kostete übrigens 1905 8,— Mark broschiert und 10,— Mark als Leinenband – also das Vier- bis Fünffache des Tageslohnes eines gelernten Arbeiters. Die 80 inzwischen vergangenen Jahre haben den Band recht erschwinglich werden lassen.

Helmut Burmeister

Heßler, Carl: Hessische Volkskunde. Würzburg: Weidlich Reprints 1984, 2. Aufl., 662 S., 120,- DM.

Inzwischen bereits in 2. Auflage hat der Weidlich-Verlag Würzburg ein Reprint von Carl Heßlers Werk „Hessische Landes- und Volkskunde“ (Band II) vorgelegt. Das Interesse sowohl der Forschung wie eines breiten Publikums wird man bei Nachdrucken älterer historischer, landeskundlicher und volkskundlicher Darstellungen besonders dann voraussetzen dürfen, wenn trotz aller Veränderungen die Kontinuität innerhalb des thematischen Bezugs erkennbar ist, wenn Bestehendes für den Betrachter rückführbar ist auf aus früherer Zeit Mitgeteiltes. Heßlers Publikation zählt längst zu den Seltenheiten des antiquarischen Marktes; trotz des entsprechenden Bedarfs aber findet man den Band nur vereinzelt in den Handbibliotheken unserer Museen. Heßlers Werk ist aus dem zeitlichen Abstand von mehr als 80 Jahren am ehesten mit dem kurzen Vermerk zu loben: als grundlegendes Nachschlagewerk noch immer völlig unverzichtbar. Deshalb gehört dem Verlag das Kompliment für diese Nachdruckentscheidung.

Der Band ist in der äußeren Erscheinung seiner Vorlage nachempfunden; der Titel allerdings wurde – unverständlicherweise – auf „Hessische Volkskunde“ verkürzt. Der an sich hilfreiche Untertitel „Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland am Ausgange des 19. Jahrhunderts“ ist – wohl um potentielle Käufer nicht durch die Forderung historischer Vorkenntnisse zu verwirren und um die Verkaufschancen in einem heute weit größeren Einzugsbereich zu erhöhen – trotz sonst exakten Wiederabdrucks sogar gänzlich entfallen. Der insgesamt sehr qualitätvollen Ausstattung widersprechen leider der Verzicht auf die Farbwiedergabe des Bantzerischen Abendmahlsbildes, die Einfarbigkeit der lithographierten Gebietskarte und der auf den vorderen und hinteren Innendeckel verteilte, halbierende Abdruck der interessanten alten Hessenkarte, die dem Originalband 1904 noch als farbige Beilage beigegeben war. Andere drucktechnische Vereinfachungen (leider nicht immer Verbesserungen) kommen dazu.

Das Heßlersche Original gewann einen Teil seiner Wertschätzung aus der relativ frühen Illustration durch Fotografien; im Bereich der Trachten und Volksbräuche, der Wohnkultur und der Werkzeuge sind diese heute für viele Regionen die ältesten greifbaren Belege überhaupt, denn schon Heßler nahm damals besonders gern ältere Abbildungen auf. Obwohl auch hier drucktechnische Verbesserungen denkbar wären (die Fototafeln z. B. wie beim Original auf eingeschossenen Kunstdruckseiten), so ist die Qualität des Wiederabdrucks doch sehr erfreulich.

Insgesamt ein unbedingt empfehlenswerter Nachdruck in einer Zeit wiedererwachten heimatgeschichtlichen Interesses.

Helmut Burmeister

Hildebrand, Erich (Bearb.): Land an Werra und Meißner. Ein Heimatbuch. Hrsgg. von der Historischen Gesellschaft des Werralandes mit Unterstützung des Werra-Meißner-Kreises, Eschwege 1983.

Heimatbüchern gegenüber wird häufig die Ansicht vertreten, sie seien zu provinziell, eine ernsthafte Beschäftigung mit ihnen lohne die aufgewandte Zeit nicht. Eine solche Behauptung mag manchmal sogar stimmen, doch die hier zu besprechende, dem Land an Werra und Meißner gewidmete Neuerscheinung beweist eher das Gegenteil. Schon ein flüchtiges Durchblättern der 384 Seiten starken Novität zeigt dem Leser, daß Regionalgeschichte und Heimatbewußtsein durchaus über ihren engeren Raum hinausweisen können. Die Historische Gesellschaft des Werralandes ermunterte aus Anlaß ihres 25jährigen Bestehens mit Unterstützung des Werra-Meißner-Kreises und des Landes Hessen 40 Autoren zu insgesamt 56 Beiträgen für dieses Werk, wobei nicht nur die Geschichte und Kultur der Landschaft zu Worte kommen, sondern auch die Natur, die Wirtschaft und die Heimatgemeinden. Sogar die heute im Kreisgebiet ansässigen Unternehmen sind in einem letzten Teil auf je einer Seite mit Wort und Bild vorgestellt.

Freilich: Der Schwerpunkt der Publikation liegt in den Aufsätzen zur Geschichte und zur Kultur, so interessant alles über die hiesige Natur und Wirtschaft auch sein mag. So wird von der Vorgeschichte über das Mittelalter bis in die unmittelbare Gegenwart hinein dem Heimatfreund die Historie der alten Landschaft und ihre Verflechtung mit der Politik der Landgrafen von Hessen und den Schicksalen des Reiches an ausgewählten Beispielen eindringlich nahegebracht. Um Probleme der Kirchenorganisation, um Denkmale aus Stein und Fachwerk, um bedeutende Persönlichkeiten geht es dann im zweiten Abschnitt des Buches, der der Kultur

gewidmet ist. Kaum zu glauben, wie viele bedeutende Talente und wie viele Kunstwerke im Laufe der Jahrhunderte hierzulande entstanden sind!

Viel eindringlicher als das früher der Fall war, ist dem modernen Menschen der Zusammenhang zwischen einer kranken Natur und einem Wirtschaftsgebaren deutlich geworden, das ohne jede Rücksicht auf die Quellen des Lebens nur sich selbst sieht. Am Beispiel der Zerstörung der Flora und Fauna des Hohen Meißners durch den Braunkohletagebau und der Versalzung der Werra als Folge des Kaliabbaues in der DDR kommt neben anderen Fragen auch der Umweltschutz zu Worte. Sicher muß der Mensch wirtschaften können, weshalb den verschiedenen Ausformungen der wirtschaftlichen Verhältnisse im Kreisgebiet der vierte Teil des Bandes mit Recht gewidmet ist, doch darf der Mensch sich nicht seine eigene Lebensgrundlage zerstören.

Bei der Fülle des Gebotenen ist es schwer möglich, einzelne der vielen Autoren des Buches hervorzuheben. Der Herausgeber hat sich in jedem Falle bemüht, ausgewiesene Sachkenner ihres Gebietes als Verfasser der Artikel zu gewinnen. Stellvertretend für andere sei deshalb auf Namen wie Karl Heinemeyer, Hanno Beck, Friedrich Karl Azzola, Alfred Höck und nicht zuletzt auf Erich Hildebrand selbst hingewiesen, dessen Beitrag „Das Regiment Erbprinz im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg“ der unausrottbaren Legende von den „verkauften Hessen“ 1776 energisch zu Leibe rückt. Und noch ein Letztes zum Lobe des Werkes: Es will Menschen unserer Zeit das Gefühl für die Schönheit und die Werte der eigenen Heimatlandschaft bewußt machen. Diesem Vorhaben dienen die vielen, zum Teil in Farbe präsentierten, ausgezeichneten Bilder, die den Text auf das glücklichste unterstützen. Sie stellen selber ein Dokument eigener Art dar, da wohl noch in keiner anderen Publikation des Kreises ein solch reichhaltiges Bildmaterial veröffentlicht werden konnte.

Dem voluminösen Band sind ein sorgfältig bearbeitetes Register, ein Bildnachweis und eine Liste des seit 1979 erschienenen Schrifttums über den Werra-Meißner-Kreis beigegeben. Zu bedauern ist vom Standpunkt des Rezensenten aus nur, daß der Verlag sich nicht dazu entschließen konnte, wenigstens das jeweils benutzte Schrifttum am Ende eines jeden Aufsatzes anzuführen, so verständlich das Bemühen auch sein mag, die Lesbarkeit dieses Bandes, der für eine breite Öffentlichkeit gedacht ist, nicht unnütz zu beeinträchtigen.

Alles in allem kann der Historischen Gesellschaft des Werralandes jedoch bescheinigt werden, daß sie sich mit der Herausgabe des Heimatjahrbuches zugleich selbst ein würdiges Geburtstagsgeschenk gemacht hat. Man kann ihm guten Gewissens eine recht weite Verbreitung bei möglichst vielen Familien des Kreises und darüber hinaus in den Bibliotheken der Heimatforscher wünschen.

Waldemar Zillinger

See, Gottlieb (Hrsg.): Familienbuch der Stadt Friedrichsdorf (= Hessische Familienbücher. Band I). Die Hugenottensiedlung Friedrichsdorf 1982, 260 S.

Ein ebenso unermüdlicher wie sorgfältiger Genealoge hat im vorliegenden Familienbuch 1585 Friedrichsdorfer Familien exakt aufgelistet. Schon die hier sichtbare Mikrologie ist rühmend wert und keineswegs selbstverständlich. Das darf vorweg betont werden.

Als Gründungsjahr dieser Hugenottenkolonie wird das Jahr 1687 mit Sicherheit anzunehmen sein, und das auf einer Wüstung Dillingen (Tullingen) gegründete Dorf hat sehr bald den Namen Friedrichsdorf erhalten, ohne daß eine besondere Namensverleihung ausgesprochen wurde. Wahrscheinlich haben die ersten französischen Einwohner den Ort nach ihrem wohlwollenden Landesherren Landgraf Friedrich II. („mit dem silbernen Bein“) benannt.

Die Geburtsorte in Frankreich sind nach der Quellenlage eindeutig bestimmbar, und nach den Kirchenbüchern von Bad Homburg, Friedrichsdorf und den Unterlagen des Standesamtes hat Vf. zwischen 1687 und 1900 alles an Daten zusammengetragen, was für seine Arbeit wichtig war.

Den französischen Charakter hat sich Friedrichsdorf bis in die Zeit des 1. Weltkrieges erhalten. Bis dahin wurde der Gottesdienst in französischer Sprache nach französisch-reformiertem Ritus gehalten, und die amtlichen Verkündigungen gab man bis etwa 1890 zweisprachig bekannt.

Die Gründlichkeit des Vf. ist nicht zuletzt daran zu messen, daß er in drei Tabellen zwischen 1730 und 1829 nicht nur die Kasualien in Zehnjahreszeiträumen aufführt, sondern auch die Sterbefälle nach Altersgruppen wie die Säuglings- und Kindersterblichkeit beigegeben hat.

Alles in allem: eine saubere Arbeit und eine Fundgrube für den Genealogen, der in Friedrichsdorf nach seinen Vorfahren forscht.

Kurt Günther

Benad, Matthias: Toleranz als Gebot christlicher Obrigkeit. Das Büdinger Patent von 1712 (Studia Irenica XXVII), Hildesheim: Gerstenberg-Verlag 1983. 494 S.

Benad, Matthias: Toleranz und Ökonomie. Das Patent des Grafen Ernst Casimir von 1712 und die Gründung der Büdinger Vorstadt Büdingen (Büdinger Geschichtsblätter XI), 1983. 272 S.

Das Patent des Grafen Ernst Casimir zu Ysenburg-Büdingen von 1712, das neuen Siedlern in und vor der Residenzstadt Büdingen religiöse Duldung und eine Anzahl von Privilegien zusicherte, hat nicht nur in der lokalen Geschichtsschreibung, sondern auch in der kirchen- und rechtshistorischen Forschung seit langem Beachtung gefunden. Das Interesse galt aber fast ausschließlich dem ersten Artikel, in dem der Graf auch diejenigen einlud, *die auß Gewissens-Scrupel sich gar zu keiner äusserlichen Religion halten*. Angesprochen waren damit die sog. Separatisten, und wegen des in der Reichsverfassung verankerten „Sektenverbots“ handelte sich der Graf prompt ein Mandat des Reichskammergerichts ein. In verengender Sicht wurde das ganze Patent vornehmlich von dieser Toleranzzusage her betrachtet und beurteilt, während die übrigen 22 Punkte mit konkreten ökonomischen und sozialpolitischen Inhalten in den Hintergrund traten. Auch die Auswirkungen des Patents innerhalb der Büdinger Stadtgeschichte wurden nie genauer untersucht.

Benad geht von diesem umfassenden Ansatz aus, bleibt aber bei den Privilegien nicht stehen. Ziel seiner „theoretischen Untersuchung zur protestantischen Obrigkeitsethik im Zeitalter des Pietismus“ ist es weiter, dem sozialetischen Verständnis des Grafen von seiner Rolle als „christlicher Obrigkeit“, wie es im Patent seinen Niederschlag gefunden hat, nachzuspüren und es an den erreichten Zielen zu messen. Die Arbeit Benads, eine Frankfurter theologische Dissertation, erschien wegen der Wichtigkeit des Themas für die Geschichte Büdingens in gestraffter Form auch als Band der vom Geschichtsverein herausgegebenen „Büdinger Geschichtsblätter, wobei der innere Aufbau unverändert blieb.

Benad kommt zu dem Ergebnis, daß sich das Patent von 1712 „als ein feudal-konservatives Wirtschaftsprivileg kennzeichnen“ läßt, „das als Besonderheit die Separatistenduldung einschloß“, wobei der Toleranzartikel lediglich „in funktioneller Beziehung zum sozialetischen Programm des Patents“ zu sehen ist (S. 184, 194). Neben dem erneuten Versuch, den Anteil des Kanzleirats Otto Heinrich Becker am Zustandekommen der Toleranzbestimmung genauer zu klären, ist die erstmals unternommene Darstellung der Folgewirkungen des Patents, vornehmlich also der gegen den Widerstand des Büdinger Zunftbürgertums vom Grafen veranlaßten Erbauung der Büdinger Vorstadt, zu begrüßen. Zu den wichtigsten Ergebnissen zählen die Erstellung einer Art Soziogramm der ersten Siedler (Hauseigentümer und Beisassen) und die Erörterung der Gründe für das weitgehende Scheitern der mit dem Projekt verbundenen ökonomischen Erwartungen. Nach Benad war zum einen das sozialetische Handlungskonzept des Grafen im Grunde rückwärts gewandt: Aufgrund „seiner Erfahrungswelt als Regent und Feudalist“ sei er unfähig gewesen, „Verständnis für die besonderen ökonomischen Bedingungen frühkapitalistischer Manufaktur zu entwickeln“ (S. 186). Zum anderen wurde ein nicht vorhersehbares religiöses Moment störend wirksam: Die zunächst wirtschaftlich engagierten und fortschrittlichen Separatisten gerieten schon 1714 in den Sog der Inspirations-Erweckung, die sie zu einer radikalen Abkehr vom Weltlichen und damit zu einem völlig veränderten Arbeitsverhalten brachte. Die Folge war die Ausweisung einer Anzahl der „neuen Propheten“ 1716, die zu einem stark veränderten Bild in der Zusammensetzung der Vorstadt-Bewohner führte.

Es war richtig und wichtig, das Thema von diesen Aspekten her aufzugreifen. Und doch bleibt nach der Lektüre ein zwiespältiger Eindruck, der vor allem in Benads Vorgehensweise, in seinen methodischen Ansätzen gründet. Eine Schwäche der Arbeit liegt in der bewußt wertenden, ja moralisierenden Betrachtung von Person und Politik des Grafen Ernst Casimir. Hier soll keineswegs gegen eine kritische Betrachtungsweise, gegen sachliche Bewertung plädiert werden; der Fehler liegt in dem verwendeten Maßstab, in theoretischen Konstrukten, die dem Gegenstand übergestülpt und nicht immanent aus ihm abgeleitet werden. Dies zeigt sich am deutlichsten in dem Abschnitt, in dem der Autor als theoretische Rahmenbedingungen angebliche „historische Herausforderungen in Deutschland um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert“ formuliert (S. 27), worunter er das Idealbild „eines politisch, wirtschaftlich und konfessionell einheitlichen Staatsgebildes“ versteht, an dem er die Wirklichkeit der kleinen Ysenburger Reichsgrafschaft mißt. Bezieht sich Benad hier vornehmlich auf Pufendorfs Kritik im „Monzambano“ von 1667, so beurteilt er das obrigkeitliche Handeln des Grafen vom idealisierten Fürstenbild in Seckendorffs „Christen-Staat“ aus, wobei bezeichnenderweise der pragmatischere „Fürsten-Staat“ dieses Autors außer Betracht bleibt. Beispiele dieser Art ließen sich vermehren.

Besonders problematisch ist das dritte Kapitel, in dem sich Benad bei der Erörterung der einzelnen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aussagen des Patents um ein Gesamtbild des von Ernst Casimir regierten Landesteils bemüht. Für eine objektive Erörterung aber ist das herangezogene Quellenmaterial, für Vergleiche auch die Literaturbasis zu schmal. So wird, mit Ausnahme einer (veröffentlichten) Kellereirechnung von 1654 (!), das umfangreiche Rechnungsmaterial nicht ausgewertet. Immer wieder werden einzelne Feststellungen für die Landgemeinden auf die anders gearteten Verhältnisse der Stadt Büdingen übertragen. Dem Verfasser unterlaufen zudem eine Reihe von Unkorrektheiten, bis hin zu groben Fehlern. Als augenfälliges Beispiel sei nur auf seine Karte „Büdingen um 1700“ verwiesen, die auf einer Vorlage basiert, die den topographischen Zustand im Spätmittelalter wiedergibt. Derartige Ungeheimheiten hätten sich vom Vorstand des Büdinger Geschichtsvereins durch Drängen auf eine nochmalige Bearbeitung des Manuskripts sicher verringern lassen.

Man vermißt genauere Hinweise auf den Hintergrund der starken konfessionellen Spannungen im Reich zu dieser Zeit, auch nähere Bezüge der Maßnahmen Ernst Casimirs zur Tradition der Toleranzgewährung im Ysenburger Gesamthaus. Auch die weitere Reform- und Wirtschaftspolitik des Grafen, etwa das Experiment der Aufnahme der Herrnhuter, bleibt bei der Bewertung weitgehend außer Betracht. Schließlich erscheinen einzelne Behauptungen nicht nur ungesichert, sondern auch in der Formulierung wenig glücklich, etwa die Aussage, daß sich „die Ysenburger das Mehrprodukt ihrer bäuerlichen Untertanen fast vollständig aneigneten“ (S. 96).

So scheint mir insgesamt die Verbindung theologischer und geistesgeschichtlicher Fragestellungen mit sozialhistorischen Forschungsansätzen, die sich bei diesem Thema anbot, leider nicht recht geglückt. Trotz wichtiger Detailergebnisse kann die Untersuchung manchem Mißverständnis Vorschub leisten. Immerhin bildet die Arbeit einen diskussionswürdigen Beitrag in der nicht gerade regen Erforschung der vielschichtigen sozialen und ökonomischen Wirklichkeit der politischen Kleingebilde im Reichsverband während des 18. Jahrhunderts.

Klaus Peter Decker

Herz, Yitzhak Sophoni: Meine Erinnerung an Bad Homburg und seine 600jährige jüdische Gemeinde (1335–1942). Selbstverlag des Verfassers, Auslieferung Volksbildungskreis Bad Homburg v. d. Höhe, 2. Auflage 1983, 337 S.

Es wird nur wenige Menschen geben, die ein Erinnerungsbuch der vorliegenden Art ohne innere Bewegung aus der Hand legen können. Schon die Zueignung des Bandes spricht für sich, ist sie doch den Eltern und der Schwester des Verfassers gewidmet, die mit Millionen anderen Juden Europas Opfer der „Endlösung der Judenfrage“ unter dem Hitlerregime wurden.

Erschütternd die Feststellung des Autors: „Ich habe mein Ende zwar nicht in den Gaskammern von Auschwitz oder Mauthausen gefunden, jedoch sowohl ich wie auch meine ganze Generation sind seelisch zerstört worden . . .“ (S. 177). Sein ganzes Leben sei von Gefühlen der Angst und Diskriminierung bestimmt, und selbst bei seinen Kindern setze sich dies Gefühl bis zum heutigen Tage (1981) bewußt oder unbewußt fort.

Liest man dann das umfangreiche Werk (337 S.) aufmerksam durch, wird allerdings bald klar, wieso dieses Buch trotz allem Schrecklichen, von dem es berichten muß, mehr enthält als die bloße Niederschrift traumatischer Erlebnisse eines Betroffenen, so schlimm sie auch waren. Hier findet man darüber hinaus einen vollständigen, wenn auch knappen Überblick über die Schicksale der Bad Homburger Judengemeinde von ihren ersten bekannten Anfängen an (um 1335) bis zu ihrer Vernichtung in der Zeit der Diktatur Hitlers. Durchsetzt und damit aufgelockert wird der Text durch den vollständigen oder auszugsweisen Abdruck zahlreicher Dokumente zur Geschichte der Juden, deren Wortlaut oft mehr über die gedrückte Stellung der jüdischen Untertanen in alter Zeit aussagt, als das viele langatmige Ausführungen moderner Beobachter zu tun vermögen.

Der Schwerpunkt des Berichtes liegt naturgemäß in der Neuzeit, und dort wiederum sind es die Schicksale des Verfassers und seiner engeren Familie, die den roten Faden der Erzählung bilden. Doch neben den Mitgliedern der eigenen Sippe werden noch andere Angehörige der Bad Homburger Judengemeinde vorgestellt, wie z. B. die Braunschweigs. Sie spielen von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und bis kurz vor Hitlers Machtergreifung eine führende Rolle in der Kultusgemeinde.

Und nicht nur hier: Das Ansehen der Repräsentanten dieser Familie in der Bürgerschaft war so groß, daß Julius Braunschweig (1856–1932) jahrzehntelang erst dem Stadtparlament und

dann dem Magistrat als ein hochgeschätztes Mitglied angehören konnte, bis er vielfach geehrt im wahrhaft biblischen Alter von 76 Jahren starb. Sein Tod stand bereits im Zeichen des heraufkommenden Ungeistes, eines gewalttätigen Antisemitismus, für den Julius Streichers Kampfblatt „Der Stürmer“ nur ein besonders beredtes Zeugnis darstellt. Mit dem Hinscheiden des um Bad Homburg so sehr verdienten Mannes sei eigentlich bereits die jüdische Epoche der Stadt zu Grabe getragen worden, meint darum Sophoni Herz sicher mit einem gewissen Recht (S. 140). Die folgenden zehn Jahre brachten Furcht, Schrecken und Hoffnungslosigkeit für alle jüdischen Bürger, bis 1942 mit dem Abtransport der letzten von ihnen in die Vernichtungslager des Ostens auch die Eltern und die Schwester des Verfassers den Weg in den sicheren Tod antreten mußten.

Nicht nur den unschuldigen Opfern der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft unter den Bad Homburger Juden setzt dieses Buch ein literarisches Denkmal. Vielmehr spiegelt sich ganz allgemein im Schicksal dieser einzelnen Gruppe das Auf und Ab der deutschen Judentum im Gang der Jahrzehnte. Ständige Verweise auf zeittypische Probleme tragen dazu bei, daß insbesondere jüngeren Lesern sowohl das Miteinander als auch das Gegeneinander von Christen und Juden im früheren Deutschen Reich und seinen Vorgängerstaaten deutlich werden kann.

Uns allen aber sei dies Erinnerungsbuch Grund genug, in Trauer und Zorn, aber auch in Scham darüber nachzudenken, wie es möglich sein konnte, eine ganze Bevölkerungsgruppe innerhalb kürzester Zeit erst zu beschimpfen und zu verleumden („Die Juden sind unser Unglück“) und sie dann noch brutal zu vernichten. Am Untergang der jüdischen Gemeinde von Bad Homburg im „Holocaust“ des Hitlerregimes sollte einem jeden Leser klar werden, welche tödliche Gefahr von Vorurteilen ausgehen kann. Diese Erkenntnis sei nachfolgenden Generationen eine eindringliche Warnung.

Am Ende des Buches findet sich dankenswerterweise ein Glossar der im Text enthaltenen jüdischen Ausdrücke und dazu eine Bibliographie der benutzten Literatur. Ein Sach- und Personenregister fehlt leider. Diesem Übelstand kann auch die Gliederung in viele kleine Kapitel mit einprägsamen Überschriften nur bedingt abhelfen.

Waldemar Zillinger

Arnsberg, Paul: Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution. Hg. vom Kuratorium für jüdische Geschichte e. V. Frankfurt/M. Bearb. und vollendet durch Hans-Otto Schembs. Eduard-Roether-Verlag Darmstadt 1983 (3 Bde.), Kt., Bd. 1: 913 S., Bd. 2: 595 S., Bd. 3: 660 S., zus. 180,- DM.

Was soll man an diesem Werk mehr bewundern, seinen monumentalen Gesamtumfang von ca. 2168 S., die trotz des Holocausts ungebrochene Liebe des (jüdischen) Autors zu seiner Vaterstadt Frankfurt/M. oder die Akribie, mit der hier wahre Berge von historischem Quellenmaterial – auch für den interessierten Laien gut verständlich – aufgearbeitet worden sind? Wie immer man sich entscheiden mag, den Respekt vor der wissenschaftlichen Leistung des Verfassers und noch mehr vor der geschichtlichen Bedeutung der vor 1933 nach Berlin zweitgrößten jüdischen Gemeinde Deutschlands für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Frankfurts wird niemand guten Gewissens verweigern können.

In drei – ihrer Konzeption nach höchst unterschiedlichen – Bänden hat der 1979 verstorbene promovierte Jurist und engagierte Publizist Paul Arnsberg versucht, ein in seinen Widersprüchen vielfältiges Gesamtbild der Geschichte und Entwicklung jener Gemeinde zu zeichnen, die Anfang der 30er Jahre unseres Jahrhunderts noch über 26000 Mitglieder zählte (damals 4,7 Prozent der Frankfurter Gesamtbevölkerung) und deren Wurzeln bis ins 12. Jahrhundert (Ersterwähnung 1233) zurückreichen. Dennoch erliegt der Autor nicht der Versuchung, einen notwendigerweise langatmigen Gang durch die Jahrhunderte zu unternehmen, sondern konzentriert sich in seiner Darstellung bewußt auf die 150 Jahre zwischen der Französischen Revolution und dem Beginn der NS-Zeit, deren Bedeutung in der Ausbildung jener vor 1933 so fruchtbaren Symbiose zwischen jüdischem Geist und deutscher Kultur lag. Arnsberg, selbst einer der letzten Vertreter dieser jüdisch-deutschen Identität, gibt im 1. Band („Der Gang der Ereignisse“) eine Darstellung der historischen Entwicklung des Frankfurter Judentums, dessen langer und schmerzhafter Prozeß um Bürgerrechte und Menschenwürde – ausgelöst durch die Ereignisse der Französischen Revolution 1789 – uns heute geradezu als Paradigma für Hegels Auffassung vom dialektischen Verlauf der Geschichte erscheinen muß: Den mehrfach gegen den z. T. vehementen Widerstand einer christlich geprägten Majorität durchgesetzten Bürgerrechten für Juden folgte in der Regel nur kurze Zeit später ihr Widerruf, meist begrün-

det in einem Konglomerat von wirtschaftlichen Interessen und jahrhundertlang tradierten rassistisch-religiösen Vorurteilen. Daß auch auf jüdischer Seite die sog. „Altreligiösen“ den Veränderungen z. B. im Bezug auf den Status der Judengasse ausgesprochen skeptisch gegenüberstanden, verdeutlicht die Komplexität des Emanzipationsprozesses, der – wie die Aufklärung insgesamt – von vielen frommen Juden als Gefahr für die traditionelle Lehre und Lebensweise angesehen wurde. 1811 – 1824 – 1848/49 – 1864 sind in Frankfurt die Hauptstationen des Fortschritts in jenem im Zuge der Aufklärung einsetzenden und unter dem Fürstprimas von Dalberg zu seinem Durchbruch kommenden Emanzipationsprozeß der Juden, den Arnsberg in 10 Kapiteln unterschiedlicher Länge am Beispiel des Mikrokosmos Frankfurt/M. immer unter Berücksichtigung der Abhängigkeit von gesamtpolitischen Entwicklungen in Deutschland und Europa (Koalitionskriege – napoleonische Ära – Julirevolution 1830 in Frankreich – Revolution 1848 – preußische Vorherrschaft) darzustellen versteht. Erst nachdem die „Freie Reichsstadt“ nicht mehr frei ist, erringen die Juden erste Erfolge im Kampf um ihre Freiheit! Daß zudem noch die französische Fremdherrschaft in der Zeit Napoleons die jüdische Emanzipation entscheidend förderte und die endgültige rechtliche Gleichstellung in preußischer Zeit erfolgte, mag mit dazu beigetragen haben, im „christlichen Frankfurt“ den Juden zutiefst mißtrauisch gegenüberzustehen, deren Gleichberechtigung man (unbewußt?) auf Kosten der Frankfurter Selbständigkeit verwirklicht sah. Arnsbergs großer Sachkenntnis und seiner tiefen persönlichen Bindung an Frankfurt/M. und das Judentum ist es zu verdanken, daß auch heute nur noch Eingeweihten bekannte innerjüdische Auseinandersetzungen (zwischen Altgläubigen und Reformern, Israelitischer Religionsgesellschaft und Religionsgemeinde, Zionisten und Mitgliedern des „CV“) und gemeindeinterne Vorgänge (Austrittsbewegung, Gründung des berühmten Philantropins usw.) im jüdischen Frankfurt des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts breite Erwähnung finden. Gerade von ihnen hing das Selbstverständnis der jüdischen Bürger gegenüber ihrer „christlichen“ Umwelt in den Jahren nach der Emanzipation bis zum Ende der Weimarer Republik entscheidend ab. Insbesondere diese letzte Phase wird in dem 6 Teile umfassenden 2. Band („Struktur und Aktivitäten der Frankfurter Juden“) mit differenziertem Faktenmaterial illustriert und untermauert. Im Gegensatz zu dem mit großer Kunstfertigkeit im Erzählen gestalteten 1. Band ist dieser Teil des Arnsberg'schen Oeuvres ausgesprochen unerbaulich. Aufstellungen, Namenslisten, Statistiken – hier findet der (ausdauernde) Leser all die Fakten, die der erzählenden Gesamtdarstellung den Charakter bloßer Behauptung nehmen. Die soziale und kulturelle Relevanz der Frankfurter Juden für ihre Stadt wird mit den Hinweisen auf – z. T. heute noch bestehende – jüdische Stiftungen, Vereine und Presseorgane ebenso dokumentiert, wie die oft bestrittene Bodenständigkeit der jüdischen Einwohnerschaft. Auch die Integration der Juden in das Frankfurter Bürgertum nach 1848 wird durch lange Listen mit den Namen der jüdischen Kriegsteilnehmer (vor allem 1914–18) und der jüdischen Dozenten an der Frankfurter Universität 1933 sowie durch Belege für die jüdische Beteiligung an der allg. Wohlfahrtspflege, an allgemein-humanitären Bestrebungen und dem kommunalpolitischen Engagement überwiegend innerhalb des deutschen Liberalismus eindrücklich demonstriert. Statistisches Material und Unterlagen zur Sozialstruktur der Gemeinde sowie ein Anhang über die 5 jüdischen Vorortgemeinden – unter ihnen auch das durch die Druckerei von W. Heidenheim in ganz Europa berühmt gewordene Rödelheim – runden dieses profunde Handbuch und Nachschlagewerk ab. Bd. 3 („Biographisches Lexikon“) bietet schließlich eine repräsentative – aber ausgesprochen spärlich bebilderte (weniger als 1/4!) – Auswahl von über 400 Kurzbiographien jüdischer Persönlichkeiten aus den Bereichen Wissenschaft, Kultur, Bildung und öffentliches Leben, unter ihnen so bekannte Namen wie Adorno, Börne, Buber, Horowitz, Heidenheim, Hirsch und Rothschild. Die aus praktischen Gründen erfolgte – aber dennoch bedauerliche – Ausklammerung des Wirtschaftsbereichs unterstreicht (ungewollt?) die Bedeutung Frankfurts als geistiges Zentrum des deutschen Judentums vor 1933. Angesichts dieser auf drei Bände verteilten Materialfülle erweist sich das am Schluß des Biographienbandes zusammengestellte umfangreiche Namens- und Sachregister (104 S.!) sowie ein kürzeres Quellen- und Literaturverzeichnis als ausgesprochen hilfreich, um auch dem Nichtfachmann den Zugang zu Arnsbergs Monumentalwerk und darüber hinaus zum deutschen Judentum zu ermöglichen.

Kein Zweifel, Paul Arnsberg hat hier Maßstäbe gesetzt, an denen sich auch die noch in ihren Anfängen stehende Aufarbeitung der Geschichte der kleineren Synagogengemeinden Hessens wird orientieren müssen, ohne sich freilich durch die um vieles bessere Quellenlage Frankfurts (s. z. B. das seit 1711 geführte „Memorbuch“ der jüdischen Gemeinde) und den in seiner Vielfalt einzigartigen Reichtum der jüdischen Kultur dieser Stadt den Maßstab verderben zu lassen. Historiker, Religionswissenschaftler und Judaisten auch außerhalb des Frankfurter Raumes werden die posthume Herausgabe dieser umfangreichen Darstellung vielleicht

gerade aufgrund der Besonderheit ihres von Paul Arnsberg – trotz aller seiner pessimistischen Kulturkritik – hervorragend dargebotenen Gegenstandes sicher begrüßen. Dennoch ist die Bedeutung dieses Werkes keinesfalls nur im wissenschaftlichen Bereich zu lokalisieren. Dort, wo Arnsberg die Geschichte der Frankfurter Juden enden läßt – 1933 –, haben 12 Jahre später Überlebende der Nazi-Barbarei, Flüchtlinge aus Osteuropa und später auch Rückwanderer aus Israel einen neuen Anfang gewagt. Von den mittlerweile ca. 5000 Mitgliedern, die diese neue – vierte – jüdische Gemeinde in Frankfurt/M. heute umfaßt, stammen weniger als 10 Prozent aus Deutschland, höchstens $\frac{1}{10}$ direkt aus dem „alten“ Frankfurt. Für sie – die Fremden –, wie die nach 1945 hier Geborenen – kann Arnsbergs Werk existentielle Relevanz erlangen, indem es den Nachgeborenen vermittelt, auf welchen Fundamenten ihre erneute Suche nach einer Identität als Juden und Deutsche faktisch ruht. Daß ein Exemplar dieses Geschichtswerkes in den am 8. 11. 1984 gelegten Grundstein des neuen jüdischen Gemeindezentrums in Frankfurt/M. eingemauert wurde, ist sicher eine ungewöhnliche, aber ausgesprochen symbolträchtige Anerkennung dieser wohl bedeutendsten Arbeit Pauls Arnsbergs.

Michael Dorhs

Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen. Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen IV. Wiesbaden 1983, 512 S.

Wer den umfangreichen Band mit dem vielversprechenden Titel in die Hand nimmt und in der Erwartung aufschlägt, hier mehr als einige Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung der Juden in Hessen vorzufinden, wird möglicherweise enttäuscht sein, denn es handelt sich bei diesem Buch wirklich nicht um die Geschichte der Juden in Hessen, wie man im ersten Augenblick meinen könnte, sondern um einen recht bedeutsamen Sammelband. Neun Wissenschaftler behandeln in 13 thematisch sehr weit auseinandergehenden Aufsätzen wichtige Fragen aus dem wechselvollen Auf und Ab des jüdischen Schicksals in allen Teilen Hessens vom Mittelalter bis in die Neuzeit, so daß der Leser durchaus einen tiefen Einblick in die schwierige Problematik des deutschen Judentums am Beispiel unseres Landes erhält.

Im einleitenden Artikel von Peter Herde „Gestaltung und Krisis, Juden und Nichtjuden in Deutschland vom Mittelalter bis zur Neuzeit“ versucht der Autor, einen ganz Deutschland umfassenden Überblick über die Auseinandersetzungen zwischen Juden und Christen von der Spätantike an bis in unsere Tage zu geben. Die inhaltreiche Arbeit leitet ausgezeichnet in die grundsätzlichen Probleme ein, die natürlich auch den Verhältnissen in den hessischen Landen zugrundezulegen sind. Denn war im Mittelalter und in der frühen Neuzeit vornehmlich der religiöse Gegensatz zwischen Juden und Christen die Wurzel vielen Unheils, so ist es im 20. Jahrhundert der überbordende Rassenfanatismus gewesen, der letztendlich zum *Holocaust* führte.

Wie es dazu kommen konnte, beschreiben zwei Untersuchungen, von denen die eine (Rüdiger Mack) den bekannten antisemitischen Agitator Otto Böckel behandelt, der zwischen 1887 und 1894 in Oberhessen eine judenfeindliche Bauernbewegung aufbauen konnte und als erster Antisemit 1887 für den Wahlkreis Marburg-Kirchhain-Frankenberg in den Reichstag gewählt wurde, während die andere (Wolf Arno Kropat) dem Alltag der hessischen Juden unter der NS-Diktatur in den Jahren bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nachgeht.

Besonders die Arbeit über Otto Böckel ist geeignet, in ihrem einleitenden Abschnitt: „Voraussetzungen des politischen Antisemitismus in Hessen (S. 377–383), auf eine der wichtigsten Ursachen des Judenhasses hinzuweisen, der zu Ende des 19. Jahrhunderts in Teilen des Deutschen Reiches so jäh aufflammte: Es war der jüdische Wucher, unter dem besonders die bäuerliche Bevölkerung Hessens zu leiden hatte. Die hierfür angeführten Belege (S. 380 ff.) ließen sich unschwer fast beliebig vermehren.

Kropats Beitrag untersucht die Lage der hessischen Juden unter der Diktatur des NS-Staates. Trotz der schwierigen Quellenlage ergibt sich ein bedrückendes Bild, das deutlich zeigt, wie schon lange vor der „Endlösung“ die Bürger jüdischen Glaubens auf denkbar kleinliche oder auch brutale Weise fast tagtäglich physisch und psychisch gequält wurden. Schlimm, daß man Kropats Behauptung kaum widersprechen kann, die Bevölkerung habe sich im allgemeinen „von den Maßnahmen gegenüber der jüdischen Minderheit nicht betroffen“ gefühlt (S. 441).

Dem Neuaufbau der jüdischen Restgemeinden nach 1945 ist ein weiterer Abschnitt des Buches gewidmet (Kropat: Jüdische Gemeinden nach 1945). Entnazifizierung, Wiedergutmachung und andere Zeitprobleme vermitteln einen Eindruck von den Schwierigkeiten, mit

denen die überlebenden jüdischen Bürger damals zu kämpfen hatten. Kritisch wird auch der verborgen oder offen vorhandene Antisemitismus der links- wie der rechtsradikalen Szene der Bundesrepublik beleuchtet, obwohl man Hakenkreuzschmierereien und Gewalttaten einiger weniger doch nicht überbewerten sollte. Viel zukunftsweisender und von weitaus mehr Menschen getragen als die Zuckungen der unverbesserlichen Judenfeinde sind die Versuche derjenigen, die Christen und Juden über den Gräbern der Vergangenheit versöhnen wollen.

Der dritte Beitrag dieses Autors nimmt sich der „Emanzipation der Juden in Kurhessen und in Nassau im 19. Jahrhundert“ an. Hier zeigt Kropat, wie zögernd die Regierungen der beiden hessischen Staaten nach dem kurzen Zwischenspiel Jérômes als König von Westfalen daran gingen, die Gleichberechtigung der jüdischen Untertanen mit den übrigen Staatsbürgern ihrer Länder durchzuführen. Die Vorstellung, die Juden müßten zunächst zu besseren Menschen erzogen werden, ehe man ihnen wirklich alle bürgerlichen Freiheiten wie den übrigen Einwohnern gewähren könne, führte – aus heutiger Sicht – zu absonderlichen Ungereimtheiten in der Judenpolitik. So gab es in Kurhessen durch die Verordnung vom 14. Mai 1816 zwei Klassen von Juden: Schutzjuden alter Art und Juden als Staatsbürger mit eingeschränkten Rechten. Es bedurfte der revolutionären Ereignisse der Jahre 1830 und 1848, ehe der Gesetzgeber bereit war, den Bürgern jüdischen Glaubens weitere Zugeständnisse zu machen. Ihre volle Gleichberechtigung erhielten sie allerdings erst nach dem Untergang Kurhessens als Folge des deutsch-deutschen Krieges von 1866 durch ein Gesetz des Norddeutschen Bundes.

Gleichsam als Ergänzung und zugleich Bestätigung des schwierigen Emanzipationsprozesses mit all seinen Unzulänglichkeiten zeigt Bernhard Brilling in seinem lesenswerten Bericht über Nathan Schwerin, den ersten jüdischen Goldschmied im Fürstentum Waldeck, wie ein jüdischer Handwerker in dieser Zeit kämpfen mußte, um sein Recht auf Ausübung des erlernten Berufes auch gegen die Interessen der christlichen Konkurrenz durchzusetzen. In Waldeck (Korbach) gelang Schwerin dies nicht, in Brilon, seinem neuen Wohnort in der preußischen Provinz Westfalen, nur mit Hilfe liberal denkender Beamter.

Neben diesen bedeutsamen Beiträgen zu wichtigen Kapiteln des Zusammenlebens von Juden und Christen in Hessen stehen noch andere, nicht minder interessante. Da finden wir von Fritz Reuter eine umfangreiche Untersuchung mit dem Titel: „Bischof, Stadt und Judengemeinde von Worms im Mittelalter“; Friedrich Battenberg schreibt über Judenordnungen der frühen Neuzeit in Hessen und die „Assenheimer Judenprogramme vor dem Reichskammergericht“. Von Daniel J. Cohen erfahren wir etwas über „Die Landjudenschaften in Hessen-Darmstadt“. Der hessen-darmstädtischen Finanzpolitik unter Landgraf Ernst Ludwig und dem „Jud Süß“ widmet Jürgen Rainer Wolf seine Arbeit, während sich die beiden letzten, noch nicht genannten Aufsätze mit „Juden an hessischen Hochschulen im 18. Jahrhundert“ (Rüdiger Mack) und den „Synagogen in Hessen um 1900“ (Annie Bardon) beschäftigen.

Wer in Hessen zukünftig über Juden und ihre Probleme arbeiten will, wird an diesem wichtigen Band nicht vorbeigehen können. Man kann nur wünschen, daß er in recht viele öffentliche Bibliotheken Eingang findet, vor allem aber in die Büchereien unserer Schulen.

Waldemar Zillinger

Vaupel, Dieter: Das Außenkommando Hessisch-Lichtenau des Konzentrationslagers Buchenwald 1944/45. Eine Dokumentation. Verlag Gesamthochschulbibliothek Kassel 1984 (= Nationalsozialismus in Nordhessen. Schriften zur regionalen Zeitgeschichte, Heft 3). 120 S.; 59 Bilder und Dokumente (s/w). 12,60 DM.

Daß der Nationalsozialismus ein Terrorregime war, ist heute – trotz manchen noch feststehenden positiven Vorurteils – doch bei der Mehrheit der bundesdeutschen Bevölkerung eine relativ unstrittige Einschätzung. Dennoch bleibt die damals vor allem auf Juden und politische Gegner ausgeübte Gewalt merkwürdig abstrakt und rückt nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich in weite Ferne. Auschwitz, Majdanek oder Treblinka als Synonyme für den Vernichtungswahn der Nazis liegen bekanntlich in Polen und damit – gerade bei den damaligen Kommunikationsmöglichkeiten – weit weg vom nordhessischen Alltag, so daß die von Älteren oft vorgebrachte Entschuldigung, von all dem Schrecklichen habe man ja gar nichts gewußt, durchaus plausibel erscheint.

Die seit 1983 in schneller Folge erscheinenden Bände der von der GhK herausgegebenen Schriftenreihe „Nationalsozialismus in Nordhessen“ (Verantw. D. Krause-Vilmar, J. Kammeler, W. Prinz) widerlegen diese Schutzbehauptung jedoch eindeutig. Nicht nur der Boykott

jüdischer Geschäfte oder die sog. Reichskristallnacht haben sich direkt vor den Augen der ortsansässigen Bevölkerung vollzogen, sondern auch Arbeits- und Konzentrationslager befinden sich in unmittelbarer Nähe der vom Terror scheinbar unberührten Landgemeinden Nordhessens. Dieter Vaupels Dokumentation über das Schicksal der vorwiegend ungarischen Jüdinnen im Arbeitslager „Vereinshaus“ bei Hess. Lichtenau in den Jahren 1944/45 führt diesen Tatbestand eindrücklich vor Augen. In Zusammenarbeit mit einer Schülergruppe ist es ihm gelungen, mit Hilfe von geschickt kompiliertem Quellenmaterial (Befragung von ca. 40 Zeitzeugen aus der Region, Briefwechsel mit überlebenden Häftlingen, Dokumente und Schriftstücke aus diversen Archiven, Fotos, Lagepläne etc.) ein bedrückendes Bild vom Alltag der zeitweise über 1000 weiblichen Häftlinge in jenem verwaltungsmäßig als „Außenkommando“ des KZ Buchenwald firmierenden Barackenlagers am Rande von Hess. Lichtenau zu zeichnen. Bereits 1938–40 für maximal 700 Insassen errichtet, wurden dort ab August 1944 jüdische Frauen aus Ungarn, zwischen 15 und 49 Jahre alt, die nach ihrer Deportation nach Auschwitz dort als „arbeitsfähig“ eingestuft wurden, einem der damals größten deutschen Rüstungsbetriebe in Hirschhagen „überstellt“. Auf engstem Raum und unter strengster Kontrolle mußten sie dort im 3-Schichten-Rhythmus mindestens 10½ Stunden täglich (incl. Wochenende) hochgefährliche Zwangsarbeit (Umgang mit Sprengstoff, Abfüllen von TNT in Granaten und Tellerminen) für die deutsche Rüstungsindustrie ableisten und wurden teilweise noch zusätzlich zu schweren körperlichen Arbeiten außerhalb der Munitionsfabrik abkommandiert. Hauptnutznießer dieser rücksichtslosen Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft war die Dynamit AG (DAG), deren Hauptaktionär, der berühmte IG-Farben-Konzern, mit seiner Massenermordung Zehntausender von KZ-Häftlingen durch Arbeitsausbeutung eine traurige Berühmtheit erlangt hat. 4 RM, die pro Person und Tag von der DAG an die SS gezahlt werden mußten, dazu die beinahe „kostenneutrale“ Versorgung der Häftlinge mit „Nahrungsmitteln“ (Wassersuppe mit Rüben oder Weißkraut und ca. 50 g Brot pro Tag!) ließen den Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen sowohl für die DAG als auch für die SS zu einem einträglichen Geschäft werden. Unnötig zu betonen, daß die ausgemergelten Jüdinnen keinen Pfennig für ihre Tätigkeit bekamen. Untergebracht in kalten, feuchten und hoffnungslos überbelegten Baracken, unter katastrophalen hygienischen Bedingungen, bewacht, schikaniert und gefoltert durch 65 SS-Angehörige und -Aufseherinnen, mußten sie noch froh sein, durch ihre „Überstellung“ nach Hess. Lichtenau den Gaskammern fürs erste entkommen zu sein. Erschütternde Briefe von Überlebenden bezeugen jedoch, daß etliche Jüdinnen ihrem Schicksal nur auf Zeit entkommen waren: 206 kranke und damit „nicht arbeitsfähige“ Frauen wurden bereits im Oktober 1944 (nach bloß 3 Monaten Zwangsarbeit!) nach Auschwitz „zurücküberstellt“ und dort ermordet. Von denen, die trotz der Evakuierung des Lagers durch die Nazis die amerikanische Befreiung in der Nähe von Leipzig erlebten, blieben die meisten durch schwere Lebervergiftungen und irreparable Lungenschäden (als Folge des ständigen Einatmens giftiger Dämpfe beim Abfüllen des Sprengstoffs) ihr Leben lang gezeichnet.

Ergänzt wird die betroffen machende Schilderung des Lager- und Fabrikalltags durch kurze Hintergrundinformationen über das Ausmaß und die Gründe für die Beschäftigung von KZ-Häftlingen in der deutschen Industrie seit 1942 und über die besondere Situation im Herkunftsland der in Hirschhagen ausgebeuteten ungarischen Jüdinnen, deren Gemeinden als einzige in Europa bis 1944 relativ intakt blieben.

Kein Zweifel, Dieter Vaupel hat – unter Abdruck zahlreicher Fotos und Originaldokumente – ein ausgesprochen informatives, wissenschaftlich exaktes und auch für den Laien gut verständliches Buch zu einem vertretbaren Preis vorgelegt, dessen Bedeutung über den Hess. Lichtenauer Raum weit hinausgeht. Exemplarisch wird hier die – längst fällige – Auseinandersetzung mit einem zu Unrecht verdrängten Kapitel unserer jüngsten Vergangenheit gesucht, deren Schrecken eben keineswegs immer woanders und weit weg lokalisiert werden dürfen. Mit seiner Dokumentation durchbricht Vaupel behutsam die Mauer des jahrelangen Schweigens der betroffenen Bevölkerung (vor deren Augen sich das von ihnen partiell durchaus wahrgenommene Unrecht im Lager und in der Fabrik während der NS-Zeit abgespielt hat), ohne in die Rolle des überlegenen Anklägers zu verfallen. Vermutlich erklärt der Verweis der Herausgeber auf den auch in der Gegenwart belegbaren allgemeinmenschlichen Mechanismus des aktiven Ausblendens von bestimmten Teilen der Wirklichkeit, um eine einmal getroffene Lebensentscheidung nicht in Frage stellen zu müssen, mehr von der uns heute so unverstündlich erscheinenden Sprach- und Tatenlosigkeit in den Jahren 1933–45, als es ideologisch vorgeprägte Deutungsmuster vermögen. Vaupels Verzicht auf eine vorschnelle Bewertung – ohne freilich die bestehende Schuld zu leugnen! – ist an dieser Stelle zu begrüßen.

Michael Dorhs

Kammler, Jörg, und Krause-Vilmar, D. (Hrsg.): Volksgemeinschaft und Volksfeinde. Kassel 1933-1945. Eine Dokumentation, Kassel 1984, 495 S.

Endlich erscheint – ein halbes Jahrhundert nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler – eine umfangreiche Dokumentation über Grundlegung und Entwicklung der NS-Herrschaft in der Stadt Kassel, deren Stadtverordnetenversammlung dieses Vorhaben sehr spät (!) in die Wege geleitet hat. Die 3000 Exemplare umfassende Erstauflage läßt den Willen der Herausgeber erkennen, dem zeitgeschichtlich interessierten Leser eine lebendige Anschauung des Geschichtlichen zu vermitteln, indem verschiedenes Quellenmaterial (Aufrufe, Gesetze, Photos, amtlicher Schriftverkehr, Tabellen, Statistiken, Zeugenaussagen) mit historisch-politischen Kommentaren verbunden werden, wobei der chronologische Ablauf der Ereignisse durch eine systematisch-strukturelle Betrachtungsweise ergänzt wird.

In der Stadt waren „vaterländische“ Einrichtungen und Traditionen lebendig, gleichzeitig gab es auch marxistische Herrschaftsträger (Oberbürgermeister, Polizeipräsident), einen kühnen Agitator im Lehramt (Hebers), der mit seiner These, Generäle seien Schlachthofdirektoren, die vehemente Gegenkampagne antimarxistischer Redakteure der Kasseler Post provozierte. Die Kasseler Machtelite dankte 1932/33 schweigend und widerstandslos ab! Leider erfährt man über die Soziologie der Kasseler NSDAP, SA, SS, über ihre Finanzen und Geldgeber nichts, echte NS-Quellen von 1924-33 sind selten in der Dokumentation.

Der allmählichen Ausformung der „Volksgemeinschaft“ – Gegenbild zum marxistischen Ruf nach Verschärfung des „Klassenkampfes“ und Entfaltung der Revolution – stellen die Autoren die Beschreibung der Aktivitäten der verschiedenen Regimegegner bzw. der „Volksfeinde“ entgegen, die durch den staatlichen Repressionsapparat kontrolliert, verhaftet und vernichtet werden. Widerstand kann etwas Heroisches sein. Wohlwollend wird verschwiegen, daß die Kommunisten fanatische „Stalinisten“ waren, die das Straf-, Terror- und Vernichtungssystem der damaligen UdSSR uneingeschränkt billigten und seine Übertragung auf Deutschland bei einem Sieg für notwendig erachteten. Damit bekommt der kommunistische Antifaschismus seine besondere moralische Nuance.

Bei einer Neuauflage könnte die Lesbarkeit von einigen Textreproduktionen (S. 29, 30, 163) verbessert, fehlende Bildunterschriften (S. 175, 78, 179) nachgetragen, die Einseitigkeit der Bildinterpretation (S. 123) korrigiert werden. Unvollständig sind auch die Biographien Pfeffers, v. Salomons und Marmons.

Volker Petri

Heither, Dietrich, Matthäus, Wolfgang, Pieper, Bernd: Als jüdische Schülerin entlassen – Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der Heinrich-Schütz-Schule in Kassel. Verlag Gesamthochschulbibliothek Kassel 1984 (= Nationalsozialismus in Nordhessen. Schriften zur regionalen Zeitgeschichte, Heft 5). 180 S.; 61 Bilder und Dokumente (s/w). 14,50 DM.

Es war Henryk M. Broder, der 1980 in dem Nachwort zu einem Buch schrieb, daß sich vermutlich kein anderer Mikrokosmos so sehr für die Erkenntnis des Wesens einer Gesellschaft eigne, wie die Schule. Vier Jahre später illustrieren D. Heither, W. Matthäus und B. Pieper – vermutlich unbewußt – diese Erkenntnis Broders, indem sie exemplarisch die Geschichte der jüdischen Schülerinnen der Malwida von Meysenbug-Schule (MMS) – heute Heinrich-Schütz-Schule – in Kassel nachzuvollziehen versuchen. Ursprünglich als eine lediglich für den Unterrichtsgebrauch bestimmte Aufarbeitung der Geschichte der Heinrich-Schütz-Schule durch mehrere Sozialkurse in den Jahren 1981-83 gedacht, haben die Autoren jetzt mit ihrer vorliegenden Dokumentation ein durchaus gelungenes, wenn auch (im eigentlichen Wortsinn) ungewöhnliches Geschichtsbuch erarbeitet. Aus der subjektiven Erlebnisperspektive ehemaliger Schülerinnen der MMS heraus suchen sie Antworten auf die Frage nach der Bedeutung dieser Schule auf ihrem Weg ins 3. Reich für einen bestimmten Kreis ihrer Schülerinnen. 19 jüdische „Ehemalige“ standen ihnen dafür als kompetente Ansprechpartner brieflich zur Verfügung. Deren bisher größtenteils unveröffentlichte Lebenserinnerungen sowie Lebensläufe und Aufsätze aus der Schulzeit in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts sind von den Autoren zu fünf durchstrukturierten Kapiteln unterschiedlicher Länge zusammengestellt und jeweils einleitend – teilweise auch begleitend – kommentiert worden. Unterstützt durch zahlreiche Bilder und Dokumente schildern sie ein Stück Alltagsgeschichte, indem sie behutsam nach den Erfahrungen der Menschen, ihren Erlebnissen und Gefühlen zu Beginn der dreißiger Jahre fragen, um so über diese bewußt subjektive Perspektive die schizophrene Situation der deutschen Juden in jenen Jahren begreifbar zu machen.

Dabei war das Schicksal der jüdischen Schülerinnen der MMS, die 1909 als erste Schule der Stadt Mädchen zur Hochschulreife führte, keineswegs typisch für das der jüdischen Bürger Kassels insgesamt. Zum einen spiegelten die überwiegend aus „gutem Hause“ stammenden Schülerinnen durch ihre fast ausschließliche Zugehörigkeit zum wohlhabenden Bürgertum keineswegs die soziologisch heterogene Struktur der Kasseler Synagogengemeinde wider; zum anderen konnten nahezu alle jüdischen MMS-Schülerinnen noch rechtzeitig aus Deutschland emigrieren, so daß ihr Schicksal nicht repräsentativ für das der übrigen Juden in der Zeit des Naziterrors ist. Dennoch ist es den Autoren gelungen, am Beispiel dieser ausgewählten Gruppe allgemeingültige Aufschlüsse über die gesellschaftliche Situation der deutschen Juden zu gewinnen. Die euphorischen Schilderungen des Gemeinschaftsgeistes in der MMS vor 1933, die in den Selbstzeugnissen der jüdischen Emigranten immer wieder auftauchen, ihre Identifikation mit dem deutschen Kulturgut (über die eigene Schule als dessen Vermittlungsinstanz) belegen nicht nur die fortgeschrittene Assimilation der Juden, sondern auch die untergeordnete Rolle der Religion, an deren Stelle – wie auch bei vielen Christen! – oft die Allmacht der Bildung trat. Ironie der Geschichte, daß erst die Machtübernahme durch die Nazis bei vielen zu einer bewußten Hin- bzw. Rückwendung zum Judentum führte. Die Verankerung des im Gegensatz zur Weimarer Zeit nunmehr „regierungsamtlichen“ Antisemitismus im Schulalltag veränderte diesen strukturell i. S. des Nationalsozialismus (Einführung der „Rassenkunde“ als eigenes Fach sowie veränderte Erziehungs- und Umgangsformen etc.). In der Konsequenz bedeutete das die punktuelle Ausgrenzung der jüdischen Schülerinnen aus der Klassen- und Schulgemeinschaft (z. B. aus dem BDM oder von zahlreichen Gemeinschaftsveranstaltungen) und damit die Aufhebung der jüdischen Integration in die vorher von ihnen so hoch geschätzte Volks- und Kulturgemeinschaft. Mehr oder weniger erzwungenen Zulauf hatte in jenen Jahren die Israelitische Volksschule in der Gr. Rosenstraße, aber auch das gehört zum widersprüchlichen (Schul-)Alltag der Nazi-Zeit, daß noch 1934 jüdische Schülerinnen das Abitur an der MMS ablegen konnten und erst 1938 die letzten „Juden“ (ev. Bekenntnisses!) die Schule verlassen mußten. Auch spricht aus den jüdischen Selbstzeugnissen eine große Ambivalenz der Empfindungen und Wahrnehmungen. Nicht alle haben ihre willkürliche Ausgrenzung als ausschließlich negativ erfahren, sondern in ihr auch eine Befreiung von verhaßten Zwängen und zur Rückbesinnung auf die jüdische Geschichte, die Religion und deren Werte gesehen. Vor dem Hintergrund dieses neuen jüdischen Selbstbewußtseins überrascht es weniger, wenn die durch den Rigorismus der Nazis in die Emigration getriebenen jüdischen Schülerinnen sich selbst in der Rückperspektive als „Subjekte der Geschichte“ und ihre Auswanderung als „Akt der Behauptung“ empfinden. Aber auch dies ist nur ein Teil jener erlebten Wirklichkeit. Die oft endgültige Trennung von Eltern und Verwandten, die ungewohnten Lebensbedingungen in einer neuen Heimat, der Verlust von sprachlicher und kultureller Identität und nicht zuletzt erhebliche materielle Probleme sind der andere Teil der Erfahrungen mit der eigenen Emigration, der in allen veröffentlichten Briefen und Lebenserinnerungen bedrängend gegenwärtig ist.

Es ist das Verdienst der Autoren, daß sie der Versuchung widerstanden haben, diese Ambivalenz und Widersprüchlichkeit künstlich zu harmonisieren. Der Leser wird damit selbst in die Begegnung mit den in ihrer Unmittelbarkeit so beeindruckenden Selbstzeugnissen verwiesen, um im Hören auf die in ihnen laut werdenden Erfahrungen sein mitgebrachtes Vorverständnis korrigieren zu lassen.

Michael Dorhs

Grulms, Eva, Kleibl, Bernd: Jüdische Friedhöfe in Nordhessen. Bestand und Sicherung. Johannes Stauda-Verlag. Kassel 1984. 260 S., ca. 474 Abb. (s/w). 56,— DM.

Die Geschichtslosigkeit der heutigen Schülergeneration ist ein von Pädagogen und Politikern jedweder Couleur oft beklagter Mißstand, von dem die (Un-)Kenntnis historischer Ereignisse und Entwicklungen „vor Ort“ besonders betroffen ist. Jugendliche Aktivitäten im Rahmen sog. „Spurensicherungen“ deuten zwar auf ein zunehmendes Interesse an der vor Jahren eher verpönten „Heimatgeschichte“ hin, sind aber aufgrund der Banalität ihrer Ergebnisse sicher auch ein Hinweis darauf, daß die – oftmals fehlende – sachkundige, wissenschaftlich exakte Literatur durch sie nicht ersetzt werden kann. Dies gilt insbesondere für die Aufarbeitung der Geschichte der lokalen Synagogengemeinden im ländlichen Bereich Nordhessens, die sich durch die Vernichtung eines Großteils ihrer Unterlagen und Bauten durch die Nazis mit besonderen Schwierigkeiten konfrontiert sieht.

39 Jahre nach dem Ende der faschistischen Gewaltherrschaft, in deren Verlauf die jahrhundertalte jüdische Kultur in Nordhessen fast vollständig vernichtet wurde, haben Eva Grulms und Bernd Kleibl ein 260 S. starkes Buch vorgelegt, das geeignet sein könnte, über die jüdischen Friedhöfe als letzte noch sichtbare steinerne Zeugen einen Zugang zu diesem lange verdrängten Kapitel unserer Geschichte zu finden.

Bereits das an Assoziationsmöglichkeiten reiche Geleitwort von Lucius Burckhardt macht den Leser mit der dem Judentum eigenen Dialektik von Vergänglichkeit und Gegenwart vertraut, die als Schlüssel zum Verständnis der Eigenart jüdischer Begräbnisplätze fungieren kann. Einleuchtend stellt Burckhardt auch einen Zusammenhang zwischen dem stagnierenden Wirtschafts- und Kulturleben Nordhessens in unseren Tagen und der „gesellschaftlichen Selbstverstümmelung“ der Jahre 1933–1945 her und verweist so auf das, was durch die Existenz der jüdischen Friedhöfe für uns heute nur noch Erinnerung ist.

30 S. umfaßt der anschließende Einleitungsteil, in dem die beiden Autoren einen komprimierten Überblick an Hintergrundwissen zum Thema gehen. Am Anfang steht ein auf die Thematik des Buches ausgerichteter geschichtlicher Abriss über die Entwicklung der jüdischen Kultur im nordhessischen Raum, der als historischer Rahmen erst die Voraussetzungen für die Gründung jüdischer Gemeinden und ihrer Friedhöfe benennt. Im Zusammenhang einer kurzen Skizzierung des jüdischen Todesverständnisses und der Unterschiede zwischen jüdischer und christlicher Friedhofstradition verweisen Grulms und Kleibl auf die zumindest für das nachexilische Judentum fundamentale Bedeutung einer kollektiven Auferstehungshoffnung in messianischer Erlösungszeit, aus der sich dann Konsequenzen für das jüdische Begräbniswesen ergeben haben. Das ewige Ruherecht für die Begrabenen, das Verbot der Wiederbelegung von Grabstellen sowie des Abräumens von Grabsteinen werden von daher erst verständlich und führen dem Leser eindrücklich vor Augen, welche Zumutung für einen gläubigen Juden die von unverständiger Seite immer wieder geforderte Aufhebung und Abräumung der anscheinend funktionslos gewordenen jüdischen Friedhöfe bedeuten muß. Unterschiede treten aber auch bereits in der äußerlichen Friedhofsgestaltung hervor, was am augenfälligsten durch die hebräischen Inschriften und das Fehlen des Kreuzsymbols sowie der schmucklosen Grabpflege und der besonders auf alten Friedhöfen zu beobachtenden einheitlichen Größe und Form der Grabsteine wird. Die Verfasser geben hier – wie auch später am konkreten Beispiel – Erklärungen zur Entschlüsselung der spezifisch jüdischen Grabsteinsymbolik und helfen so, die Distanz zwischen dem unkundigen Betrachter und dem fremd anmutenden Objekt zu verringern. Die rechtlichen Grundlagen der Gegenwart zum Erhalt der jüdischen Friedhöfe werden im Buch ebenso dokumentiert, wie die sich aus Organisation und Kosten ergebenden Probleme der Friedhofspflege. Über die bloße Feststellung des Gegebenen hinaus kontrastieren Grulms und Kleibl auch die aus der Nachkriegszeit stammenden und heute unter dem Gesichtspunkt des Denkmalschutzes völlig zureichenden Richtlinien zur Erhaltung und Pflege jüdischer Friedhöfe mit eigenen Vorschlägen zur mittel- und langfristigen Erhaltung dieser kulturhistorisch so bedeutsamen Zeugen der jahrhundertelangen Anwesenheit einer religiösen Minderheit in Nordhessen. Daß einige der entwickelten Modelle utopisch anmuten – was beide Verfasser auch unumwunden zugeben –, nimmt ihnen nichts von der Dringlichkeit ihres Anliegens, nachdenkenswert sind sie allemal. Ästhetische Überlegungen zum Erhaltungsstatus jüdischer Friedhöfe sowie ein Verzeichnis der benutzten Literatur schließen den Einleitungsteil ab.

Im nun folgenden Hauptteil werden auf 230 S. 85 jüdische Friedhöfe Nordhessens in Wort und Bild dem Leser in ihrem heutigen Zustand vorgestellt, wodurch geographisch in etwa der Bereich des früheren Kurfürstentums Hessen mit einigen angrenzenden Gebieten erfaßt wird; bedauerlich, daß dabei der Fuldaer Raum – ohne Angabe von Gründen! – ausgeklammert bleibt. Aus Gründen der leichteren Auffindbarkeit für den mit der politischen Grenzziehung wenig Vertrauten wäre es u. U. sinnvoller gewesen, die Friedhöfe insgesamt alphabetisch und unabhängig von ihrer Lage in bestimmten Kreisen zu behandeln.

Grulms und Kleibl unterstreichen ihren Anspruch, Text und Fotos in ihrer Darstellung den gleichen Stellenwert zuzumessen, durch eine hohe Anzahl von Abbildungen. Die allesamt textlich erläuterten Fotos sollen dem Leser sowohl einen Gesamteindruck von der Friedhofsanlage, dem Gräberfeld, sowie von der Umfriedung und dem Eingangstor vermitteln, wie auch durch Detailaufnahmen einzelne markante Steine bzw. charakteristische Grabmalsymbolik vor Augen führen. Bedauerlich ist jedoch die teilweise Unübersichtlichkeit, die durch die nicht immer eindeutig ersichtliche Zusammengehörigkeit einzelner Bilder mit ihren Texten bzw. Orten entstanden ist, wie auch der unterschiedlich große Aussagewert der verwendeten Fotos und die z. T. mangelnde Wiedergabequalität der Abbildungen. Hier wirkt es sich in fataler Weise aus, daß der Verlag offenbar darauf verzichtet hat, das ursprünglich als Diplomarbeit am

FB Stadt- und Landschaftsplanung an der GhK eingereichte Buch vor der Drucklegung einer gründlichen Überarbeitung zu unterziehen und dabei auch eindeutige Tippfehler im Manuskript zu korrigieren. Dagegen ist es naheliegend, daß es die thematische Zuspitzung auf landschaftsplanerische Aspekte nicht zuläßt, die ganze Breite der mit dem jüdischen Friedhofs- und Bestattungswesen verbundenen Fragen zu behandeln. Bewußt haben die Autoren auf eine individuelle Beschreibung der örtlichen Gegebenheiten verzichtet und statt dessen ein für alle Friedhöfe gleiches Schema von möglichen Angaben entworfen und jeweils die entsprechenden Daten eingesetzt, um eine bessere Vergleichbarkeit der beschriebenen Objekte zu ermöglichen. Neben einer Beschreibung des Gräberfeldes werden Größe, Lage und Struktur des Friedhofs ebenso erfaßt, wie auch die aus der Pflege sich ergebenden Kosten. In Unkenntnis der lokalen Besonderheiten – und leider auch der hebräischen Sprache! – treten in der Frage der lesbaren Datierungen und der letzten Belegung bisweilen kleinere sachliche Fehler auf. Bei der Fülle des verarbeiteten Zahlen- und Faktenmaterials ist dies zwar erklärlich, wäre aber bei der Berücksichtigung der sog. „Judenregister“ der Hess. Staatsarchive prinzipiell vermeidbar gewesen. Aber trotz aller Kritik im Detail ist das Buch von Eva Grulms und Bernd Kleibl nicht nur für jeden im Bereich „Judaica“ tätigen Heimathistoriker eine unentbehrliche Dokumentation des (noch) Bestehenden, sondern muß den Verantwortlichen im Friedhofswesen bei Kirchen und Kommunen als Pflichtlektüre dringend auferlegt werden. Ein Erkennen des kulturhistorischen Wertes der jüdischen Friedhöfe und eine dementsprechend angemessene und weitsichtige Pflege und Erhaltung sind längst überfällig, sofern der „saure Regen“ mit seinen verheerenden Folgen auch für die steinernen Zeugnisse der Vergangenheit noch die Zeit dazu gewährt. Eine fotografische Gesamtaufnahme aller jüdischen Grabdenkmäler, wie sie jüngst vom Hofgeismarer Regionalmuseum für den Bereich des Kreisteils Hofgeismar durchgeführt worden ist, kann daher nur nachdrücklich als Präventivmaßnahme auch für andere Gegenden empfohlen werden. Noch allerdings lohnt sich ein Besuch auf einem der über 80 Begräbnisplätze, die auf eine ihnen eigentümliche Weise die Vergänglichkeit aller Kreatur bewußt machen können. Mit dem von Grulms und Kleibl in allgemeinverständlicher Sprache dargebotenen Wissen im Hinterkopf legen die an sich stummen Zeugen ein beredtes Zeugnis von der jahrhundertelangen „Wahlverwandtschaft“ zwischen Juden und Christen in Nordhessen ab. Ein Buch also, das als Anstoß zur längst überfälligen Aufarbeitung des jüdischen Anteils an der Geschichte der ländlichen Gemeinden Nordhessens dienen kann und dem trotz seines leider nicht unbeträchtlichen Preises weiteste Verbreitung zu wünschen ist. *Michael Dorhs*

Burmeister, Helmut und Dorhs, Michael, (Hrsg.): Fremde im eigenen Land. Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte der Juden in den alten Kreisen Hofgeismar, Kassel, Wolfhagen und in der Stadt Kassel. Hofgeismar: VHG e. V., 1985, 128 S., brosch., zahlr. Abb., 16,80 DM.

Mehr als 40 Jahre sind vergangen, seit die letzten Mitbürger mosaischen Glaubens aus unseren Städten und Dörfern den Weg in die nationalsozialistischen Konzentrationslager und Gaskammern antreten mußten. Es war dies eine Vernichtungsaktion menschlichen Lebens, die heute noch schieres Entsetzen auslöst, wenn man an ihre Folgen denkt und an das unfäßbare menschliche Leid, das mit ihr verbunden war. Damals freilich vollzog sie sich fast unbemerkt von der deutschen Öffentlichkeit.

In den Jahrzehnten, die auf das Ende des Dritten Reiches folgten, schien es dann bisweilen, als ob die Erinnerung an dies schreckliche Geschehen weitgehend aus dem Gedächtnis der Überlebenden verdrängt oder getilgt sei, denn nur recht selten fand man in der Flut sonstigen heimatgeschichtlichen Schrifttums einen Hinweis auf das grausame Ende der Juden unserer Heimat.

Vor einigen Jahren setzte hier aber ein beachtlicher Wandel ein. Im Zusammenhang mit dem Bemühen, „Spurensicherung“ zu treiben und die noch lebenden Zeugen aus der Zeit der Diktatur Hitlers kritisch zu befragen, entstanden an vielen Orten Studiengruppen, die sich mit dem untergegangenen jüdischen Leben in unserem Lande beschäftigen. Auch das Jahrbuch 1985 des Landkreises Kassel diente diesem Bemühen. Eines seiner Ziele war es, die Geschichte der Juden in den Altkreisen Hofgeismar und Wolfhagen so weit wie möglich aufzuarbeiten und damit einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Das starke Echo, das dieser Versuch alsbald auslöste, ermutigte den Herausgeber des Bandes, Helmut Burmeister, die dort erschienenen Aufsätze zu sammeln, mit anderen zu vereinen und als selbständige Veröffentlichung herauszugeben.

Das Ergebnis der neuerlichen Sammeltätigkeit liegt nun unter dem bezeichnenden Titel „Fremde im eigenen Land“ vor. Über zwanzig Aufsätze von 15 verschiedenen Autoren kamen

so zusammen, die zum größten Teil für diese Publikation völlig neu geschrieben wurden. In einigen Fällen konnten auch früher erschienene Arbeiten verbessert, erweitert oder überarbeitet werden (z. B. Alfred Heilbrunn: Aus der Geschichte der Synagogengemeinden des Altkreises Hofgeismar. Erstdruck in: Jahrbuch 1978 Landkr. Kassel, S. 86-88), so daß insgesamt gesehen das interessante Buch den augenblicklichen Stand der Forschung zur Judentumskunde in den angegebenen alten Kreisen repräsentieren dürfte.

Eine zusammenfassende Darstellung oder Geschichte des jüdischen Bevölkerungsteiles in dem gesamten Gebiet finden wir hier dennoch nicht. Sie zu schreiben lag nicht in der Absicht der Herausgeber und konnte von ihnen wohl auch noch nicht geleistet werden, wie im Vorwort der Schrift zutreffend dargelegt wird. Statt dessen wollten sie ein Arbeits- und Lesebuch schaffen, das in der Lage sein sollte, auftauchende Fragen zu den anstehenden Problemen mit Hilfe von Einzeldarstellungen zu klären, zumindest aber einem vertiefenden Verständnis zu öffnen. Kein Wunder, daß dabei auch an die Schulen gedacht wurde, die fast nirgendwo auf zutreffendes Material zur Judenfrage zurückgreifen können, jedenfalls soweit die eigene Heimat in Frage kommt. Hier hat das vorliegende Buch eine schmerzliche Lücke geschlossen.

Zahlreiche im Text verstreute Bilddokumente tragen dazu bei, das gelesene Wort zu veranschaulichen. Voller Betroffenheit sieht man z. B. die Ablichtung eines Schreibens, das noch im Oktober 1934 „im Namen des Führers und Reichskanzlers“ das Ehrenkreuz für Frontkämpfer des 1. Weltkrieges dem Karlshafener Metzger und Viehhändler Gustav Königsthal zuspricht, eine seinerzeit durch Reichpräsident v. Hindenburg gestiftete Gedenkmedaille, die jeder überlebende Soldat dieses Krieges im Nachhinein erhielt (S. 65). In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß es einen an Mannschaftsdienstgrade verliehenen preußischen Orden „Pour le mérite“ in Gold nie gegeben hat (S. 64 oben). Den Pour le mérite, die höchste preußische Tapferkeitsauszeichnung, erhielten grundsätzlich nur Offiziere. Für Mannschaftsdienstgrade war die goldene Tapferkeitsmedaille vorgesehen, die allerdings nur äußerst selten erworben wurde und die man scherzhaft den „Pour le mérite“ für Mannschaftsdienstgrade nannte.

„Fremde im eigenen Land“ will aber nicht nur ein Erinnerungs-, Geschichts- und Lesebuch für weite Kreise der Bevölkerung sein, es hat sich auch zur Aufgabe gesetzt, das Schicksal der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus zu dokumentieren, die während dieser finsternen Jahre in den Konzentrationslagern oder anderswo ihr Leben lassen mußten (z. B. S. 87 ff.; S. 96 usw.). Erschütternde Listen sind das, die uns ständige Mahnung sein sollten, eine Neuauflage des Rassenwahns nicht zuzulassen!

Zu erwähnen wäre schließlich noch die am Ende des Bandes abgedruckte, überaus nützliche „Bibliographia Judaica Casselana“, die immerhin bereits 162 Nummern umfaßt (darunter auch Zeitungsartikel!).

Dankenswerterweise unterzogen sich die Bearbeiter der Liste – M. Dorhs, A. Höck – auch der großen Mühe, das gesammelte Schrifttum den einzelnen Synagogengemeinden zuzuordnen.

Entstanden ist so ein Buch, dem man eine weite Verbreitung in den Gemeinden der Region wünschen kann.

Waldemar Zillinger

Krenkel, E.-M., Nürnberger, D.: Lebensskizzen kriegsgefangener und zwangsverpflichteter Ausländer im Raum Fritzlar-Ziegenhain 1940-1943. Reihe „Nationalsozialismus in Nordhessen“, H. 6, Kassel 1985, 113 S.

Diese Sammlung von Berichten erwuchs aus der Arbeit von Schülern der Jahrgangsstufe 12 an der König-Heinrich-Schule in Fritzlar, die damit einen Beitrag zum „Geschichtswettbewerb 1982/83 um den Preis des Bundespräsidenten“ leisten wollten. Methodisch gehen diese jungen Forscher von der Befragung von Zeitzeugen aus, vertiefen diese zunächst spärlichen Hinweise durch Erkunden schriftlicher Zeugnisse aus Archiven, z. B. jenem aus Breitenau, entwickeln eine Korrespondenz zu ausländischen Zeitzeugen, um schließlich über die in die Gegenwart reichenden Auswirkungen ihres Gegenstandes zu reflektieren. Bestimmte Maßnahmen der NS-Regierung, einige Aspekte ihrer Kriegs-, Wirtschafts- und Gefangenenspolitik werden in der Schilderung von Einzelschicksalen von polnischen und französischen Fremdarbeitern vergegenwärtigt. Lücken in der Überlieferung werden ausgesprochen, ca. 21 Dokumente und 16 Bilder beigelegt. Hat diese Sammlung von Lebensskizzen a priori eine Bedeutung im pädagogischen Raum, so trägt sie zusätzlich zur Rekonstruktion ländlicher Lokalgeschichte bei, bei der die Quellen mündlicher Überlieferung und unmittelbarer Anschauung in einem überschaubaren Zeitraum ungenutzt für die Nachwelt versiegen können.

Volker Petri

Archäologie in Deutschland. Jahrgang 1, Heft 1, Oktober 1984. Herausgegeben von Prof. Dr. Hugo Berger, Dr. Dieter Planck, Dr. Joachim Reichstein und Dr. Renate Eichholz in Verbindung mit dem Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart. Jahresabonnement (4 Hefte) 30,- DM, Einzelhefte 8,- DM.

Die Zeitschrift, deren erstes Heft dem Rezensenten vorliegt, wurde herausgegeben, „damit die archäologischen Urkunden, die in Deutschland der Boden bewahrt, die die Archäologen aus ihm heben oder die sie zu bewahren suchen, nicht nur den Fachleuten bekannt bleiben, sondern zum allgemeinen Besitz werden und Geschichtskennntnisse ermöglichen, die allen, die daran Interesse haben, zugänglich sind ..“ (Editorial). Der Versuch, breiteren Leserschichten archäologische Ergebnisse und Methoden nahezubringen, ist notwendig. Täglich gehen eine unbekannt Anzahl von Bodenurkunden infolge der fortschreitenden Zersiedlung der Bundesrepublik unter. Im Gegensatz zur Baudenkmalpflege liegen die Objekte der Archäologie nicht offen zutage, die Archäologen sind trotz aller Fortschritte der Prospektionsmethoden auf die Mitarbeit interessierter Bürger angewiesen. Gleichzeitig gilt es, dieses Interesse in die richtigen Bahnen zu lenken, um das Raubgräberunwesen – welches vernichtet statt zu erhalten – einzudämmen. Diesem Thema ist auch der erste Beitrag des Heftes („Ein Hobby für jedermann?“) gewidmet. Bendix Trier zeigt in anschaulichen Beispielen, daß Funde erst im Zusammenhang mit der Fundsituation ihre volle wissenschaftliche Bedeutung erhalten. Interessierten Bürgern weist er den Weg zur Zusammenarbeit mit den zuständigen Ämtern. Heidi-Barbara Kloos berichtet über „die römischen Thermen von Heidenheim“, Hugo Berger stellt das Römisch-Germanische Museum der Stadt Köln vor, Bendix Trier zeigt Bilder der Kaiserpfalz in Paderborn. Die dann folgenden Beiträge sind dem Schwerpunktthema dieses Heftes – Urraum in Deutschland – gewidmet. Hinrich Bäsemann berichtet über die Wandlungen des Naturraumes („Bevor die Menschen kamen“), Gerhard Bonsinki unternimmt eine „Archäologische Entdeckungsreise zu den Anfängen“ der Menschheitsentwicklung in die Altsteinzeit. Die zweiseitige Farbaufnahme in der Heftmitte zeigt das eindrucksvolle Bild einer Eiszeitlandschaft, wie man sie heute noch im Norden Kanadas sehen kann. Einblicke in die archäologische Höhlenforschung auf der schwäbischen Alb gibt Joachim Hahn. Das Schwerpunktthema wird abgeschlossen mit einem Bericht über den vorgeschichtlichen Hausbau von Renate Eichholz.

Den archäologischen Lehrpfad „Weltenburger Enge“ bei Kellerheim/Donau stellt Bernd Engelhardt vor.

Buchbesprechungen, Hinweise auf archäologische Ausstellungen und eine Übersicht über neue Funde runden das Heft ab.

Die für ein breites Publikum geschriebenen Beiträge sind gut lesbar und vielfach – zum Teil bunt – bebildert. Den Herausgebern ist zu wünschen, daß ihre eingangs zitierte Zielsetzung durch weite Verbreitung dieser Zeitschrift unterstützt wird. *Gerhard Sattler*

Jorns, Werner, u. a.: Der Felsberg im Odenwald. Mit geologischen und archäologischen Beiträgen über die Entstehung der Felsenmeere und die Technik der römischen Granitindustrie. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1985. 134 S., 65 Abb., davon 5 in Farbe, 1 archäolog. Karte 1:2000, kartoniert, 18,- DM (Führer zur hessischen Vor- und Frühgeschichte Band 3).

Maier, Ferdinand: Das Heidetränk-Oppidum. Topographie der befestigten keltischen Höhensiedlung der Jüngerer Eisenzeit bei Oberursel im Taunus. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1985, 120 S., 45 Abb., 1 archäolog. Karte 1:2500, kartoniert, 18,- DM. (Führer zur hessischen Vor- und Frühgeschichte Band 4).

Die von dem hessischen Landesarchäologen Dr. Fritz-Rudolf Herrmann verantwortete Reihe „Führer zur hessischen Vor- und Frühgeschichte“ beschreibt in unregelmäßiger Erscheinungsfolge wichtige Einzelfundstätten oder interessante Fundkomplexe, geht ein auf die regionale Frühgeschichte oder auch zusammenfassend auf alle Funde einer Zeitstufe. Die ersten beiden Bände der Reihe, von Herrmanns Stellvertretern Gensen und Fiedler herausgegeben, die wegen der wissenschaftlichen Qualität allgemeine Zustimmung fanden, sind inzwischen vergriffen; ihre Neuauflage ist vorgesehen.

Odenwald und Taunus stehen im Mittelpunkt der beiden 1985 edierten, hier anzuzeigenden Bände. Dabei ist der Felsberg-Band die von Werner Jorns besorgte, erweiterte und ergänzte Neuauflage des 1959 erschienenen, ersten „Inventars der Bodendenkmäler“ des damaligen Darmstädter Amtes für Bodendenkmalpflege. Das Interesse der Verfasser gilt zwei Schwerpunkten: der geologischen Entstehungsgeschichte der „Felsenmeere“ auf dem Felsberg und der Nutzung der Granitblöcke durch römische Steinbrucharbeit. Die Bearbeitungstechnik

(Keilen, Sägen, Spalten, Behauen), Werkstückbeschreibungen, Art und Wege des Abtransports, Verwendung des gewonnenen Materials – alles wird anhand aufgefundener Halb- oder Teilfabrikate in Fotos und detailgenauer Rekonstruktionszeichnung (bei z. T. überraschenden Lösungen) dargestellt. Erläuterungen zum bestehenden geologisch-historischen Lehrpfad (mit gewissen inhaltlichen Doppelungen zu vorstehenden Aufsätzen) und ein umfangreiches Literaturverzeichnis beschließen den Band. Die im hinteren Klappendeckel beigefügte Karte 1:2000 schafft die Voraussetzung für das Aufsuchen der Belegstücke im Gelände.

Die Erfahrung des u. a. auf archäologische Literatur spezialisierten Theiss-Verlages – dort erscheinen jetzt auch (zuletzt Nr. 11 „Der Kreis Lippe“) die identisch aufgemachten „Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland“ – kommt auch dem zweiten in 1985 erschienenen Band über die keltische Höhensiedlung bei Oberursel zugute. In einer breit angelegten Mischung aus Geländebeschreibung, Ausgrabungs-(auch: Raubgräberei-)Geschichte, Befunddeutung und anhand von 45 Abbildungen (unter Wald liegende Wallanlagen, Grabungssituationen, Einzelfunde, Rekonstruktions- und Schnittskizzen) erstet die zusammenfassende Darstellung einer „der bedeutendsten vorgeschichtlichen Ringwallanlagen des Mittelrheingebietes“, die „gleichzeitig auch die größte befestigte Siedlung im Bundesland Hessen“ ist (S. 9).

Die beiliegende Karte erlaubt das Erwandern des Gebiets, die sehr umfangreiche Literatur führt zu eingehender Beschäftigung mit dieser äußerst interessanten spätkeltischen Großsiedlung.

Insgesamt: zwei perfekt gemachte, den interessierten Laien wie den Fachmann gleichermaßen befriedigende, reich illustrierte Handbücher. *Helmut Burmeister*

Schallmeyer, Egon: Der Odenwaldlimes. Vom Rhein bis an den Neckar. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1984. 144 S., 124 Abb., 1 Wanderkarte 1:50 000, Pappband, 38,— DM.

In der Reihe der Theiss-Limesführer legt Egon Schallmeyer – Konservator bei der archäologischen Denkmalpflege in Karlsruhe – diesen Wanderführer vor. Er beschreibt den Verlauf des Odenwaldlimes zwischen Obernburg am Main und Bad Wimpfen am Neckar. Von den sonst üblichen Wanderführern unterscheidet sich dieser Band durch sachkundige Information nicht nur über die Wanderziele selbst (der Limes mit seinen Anlagen, Grabungsstätten, Museen und die am Weg liegenden Orte), sondern auch über die geschichtlichen Hintergründe über die Entstehung, den Betrieb und das Ende des Limes als einer römischen Befestigungsanlage. Diese Informationen werden unter Verwendung zahlreicher Skizzen und Abbildungen im ersten Teil des Bandes präsentiert. Der zweite Teil beschreibt, wieder unterstützt durch viele Fotografien und Zeichnungen, die einzelnen Wanderziele. Damit ist dieser Führer deutlich mehr als nur eine Erläuterung der beigefügten Wanderkarte: Er ist eine fundierte Einführung in die Geschichte des Odenwaldlimes. *Gerhard Sattler*

Borst, Otto: Babel oder Jerusalem? Sechs Kapitel Stadtgeschichte. Stuttgart 1984, 637 S.

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft „Die Alte Stadt“ wurden hier Aufsätze, die Borst schon früher veröffentlicht hatte, zusammengefaßt und zum sechzigsten Geburtstag des Autors herausgegeben.

In einer Einführung zeichnet der Verfasser zunächst die geistesgeschichtlich-religiösen Linien, die von der babylonischen und jüdischen Stadtkultur der Antike über die hellenische Polis, Rom bis hin zur mittelalterlichen und sogar jüngsten Zeitgeschichte reichen. Gerade das gewählte Begriffspaar Babel – Jerusalem läßt die ungebrochene Kontinuität in der Einschätzung der „Stadt“, die sich in Form und Wesen in ihrer Entwicklung wandelte, so evident werden, indem schon in den frühesten Zeugnissen der Überlieferung „Babel“ der Inbegriff des Bösen, der Verdorbenheit, des Titanismus und der Völkervermischung wurde, während die christlich-religiöse Lehrmeinung in „Jerusalem“ die unter dem Schutze Gottes stehende Stadt des Schönen, Guten und Reinen sah, eine Auffassung, die Künstler im Herbst des Mittelalters zu ihren idealisierten Stadtvisionen inspirierte. Lob und Tadel findet die „Stadt“ fortan auch beim Bildungsbürgertum, bei Repräsentanten des Nationalsozialismus („Führerstädte“ contra idyllisches Landleben) bis hin zu wissenschaftlichen Untersuchungen, Wahlanalysen, Raumplanungen in der Bundesrepublik.

In den anderen Beiträgen rückt in den Mittelpunkt die analytische Darstellung der Erscheinungsformen, der Verfassungen, der Kulturfunktionen der deutschen Stadt, insbesondere der

oberdeutschen Stadt, wobei der Verf. immer ins Bewußtsein hebt, daß ungeachtet mancher Gemeinsamkeiten diese Städte ihre Individualität ausgebildet haben, so daß sie sich einer Strukturierung oder Typisierung entziehen. Der Verf. stellt immer wieder generalisierende Urteile in der histor. Forschung früherer Epochen in Frage, zeigt auf, wie unzureichend moderne Begriffe sind, wenn sie auf historische Gebilde übertragen werden, die keine „Gefäße der modernen Demokratie“ waren, selbst wenn sie sich als „Republiken“ bezeichneten, deren Herrschaftsordnung in Wirklichkeit von feudal-aristokratischen und genossenschaftlichen Elementen bestimmt war.

Der Verlust der politischen Autonomie im Absolutismus wird bei den „Städten“ ausgeglichen durch den Ausbau ihrer kulturellen Einrichtungen und durch die Tatsache, daß „der neue Bürger“ zum engagierten Wegbereiter der Aufklärung, der Empfindsamkeit, des Sturm und Drang und des liberalen Konstitutionalismus wurde.

Eine sehr umfangreiche Bibliographie erlaubt dem Leser eine weitere Vertiefung seiner Studien auf diesem Feld der deutschen Stadtgeschichtsforschung! *Volker Petri*

Klüßendorf, Niklot: Münzfundbericht des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde. Marburg 1985, Nr. 4: Zweite Hälfte 1980 und 1981 (Bezugsquelle des Sonderdrucks - 15,- DM: Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Abt. für Vor- und Frühgeschichte, Schloß Biebrich, 6200 Wiesbaden).

Niklot Klüßendorf setzt mit diesem Bericht fort, was W. Heß von 1975 bis Sept. 1980 aufgegriffen hat. Diese Arbeit erfaßt 17 Einlieferungen aus dem Jahr 1980 und 92 Eingänge des Jahres 1981, zusammengetragen aus Schatzfunden, Grabungs- und Sonderkomplexen und Einzel-funden.

Auf 16 Seiten vermittelt Klüßendorf zunächst die Verbindung zu den bereits vorliegenden Veröffentlichungen der Marburger Münzfundpflege, die nicht zuletzt erreichen möchte, „die an der regionalen Geschichtsforschung interessierten Kreise auf den Quellenwert der Funde aufmerksam zu machen“. Wohl schon deshalb stellt Klüßendorf einige Fundberichte besonders in der Einleitung heraus, verweist auf zahlreiche Quellen und deutet an, welche geldgeschichtlichen und währungspolitischen Zusammenhänge hier erschlossen werden können und welche bedeutenden Anhaltspunkte ein Münzfund liefern kann für „das Wertgefühl der Zeit“ und „die Preis- und Lohngeschichte“. Besonders anschaulich für dieses methodische Anliegen sorgen die Auswertungsbeispiele der Schatzfunde von Waldgirmes und Ederbringhausen. Da auch hier im einleitenden Teil ein deutlicher Numerierungshinweis auf die einzelnen Fundstücke gegeben wird, kann auch der Nicht-Numismatiker den Erörterungen gut folgen.

Das Fundverzeichnis wird veranschaulicht durch eine Orientierungskarte der 78 Fundorte. Die einzelnen Stücke der Schatzfunde erscheinen als A-Gruppe in chronologischer Folge, so daß uns hier als älteste Münze ein Kurmainzer Gulden aus dem Jahr 1410/14 begegnet. Die Gruppe B enthält aus Grabungs- und Sonderkomplexen eine Streuung von der römischen Bronzemünze bis zum Papiergeld der Inflationszeit. In der Gruppe C, Einzelfunde, werden interessante Prägungen vom frühen Mittelalter bis zur Neuzeit erfaßt.

Der Münzsammler wird erfreut feststellen, daß hier alle Fundstücke genau mit Legende, Gewicht und metallurgisch bestimmt werden und nach Prägeherr und Münzstätte eingeordnet sind und auch eine Zuweisung nach der einschlägigen Literatur erfolgt. Diese Zitierwerke sind alphabetisch aufgeführt. Ihnen folgt ein Index der Fundorte. Schließlich bringt der Fundbericht Nr. 4 nun auch viele Abbildungen.

Dem Numismatiker wird diese Arbeit mit dem Index der Münzstätten zu einem wertvollen Nachschlagewerk. Der Historiker wird bedauern, daß er noch lange auf das Quellenmaterial der Fundmünzen aus den Jahren 1982 bis 1985 warten muß. *Emil Gröbel*

Classen, Traugott: Niederaula. Von der karolingischen Schenkung zur Großgemeinde. Untersuchende Darstellung zur 1200-Jahrfeier. Niederaula 1979, 456 S., zahlr. Abb.

Die vorliegende Arbeit vermittelt einen Überblick über die 1200jährige Geschichte der Gemeinde Niederaula. Im ersten Teil versucht der Vf. zu verdeutlichen, daß der Niederaulaer Raum im Laufe der Jahrhunderte trotz oder gerade wegen der vielfachen Verbindungen mit den umliegenden Landschaften eine in sich geschlossene Einheit darstellte. Er gehört zum

mittleren Osthessen und ist Übergang und Bindeglied zwischen Knüll und Kuppenrhön, Vogelsberg und Seulingswald. Funde aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit belegen, daß die Gegend um Niederaula bereits damals besiedelt worden war. In das Licht der Geschichte rückte der Ort 779, als Karl der Große dem Hersfelder Benediktinerkloster einen großen Landbesitz zu Aula schenkte. Dieses für Niederaula wichtige Dokument bringt der Vf. nicht nur im lateinischen Originaltext, sondern auch in deutscher Übersetzung, wodurch ein breiterer Leserkreis angesprochen werden dürfte. Nicht zustimmen kann der Rezensent der These, daß mit der Verleihung des *mansus dominicatus* in *Ovlaho* „die Umwertung des Gesamtbesitzes des Klosters Hersfeld in ein Territorium begonnen oder sogar erst ermöglicht wurde“. Von einer Territorialbildung kann in dieser frühen Zeit mit Gewißheit nicht gesprochen werden. Die Abtei Hersfeld hat am Ende des 8. Jahrhunderts noch kein „Erst-Territorium“ besessen. Zur Erklärung des Begriffs *mansus* ist hinzuzufügen, daß dieser sowohl ein Gut oder Zinsgut als auch eine Hufe bezeichnen kann. Mit der Interpretation frühmittelalterlicher Flur- und Ortsnamen muß man recht vorsichtig verfahren, weil die zeitgenössischen Quellen häufig nur ungenügende Aussagen enthalten. So ist die Übersetzung von *Ovlaho* mit *Eulenbach* sicherlich mit einem Fragezeichen zu versehen. Im Teil III beschreibt C. die Geschichte von Ort und Amt Niederaula bis ins ausgehende Mittelalter. Hier ist die enge Verflechtung mit der Geschichte der Abtei Hersfeld bzw. der Landgrafschaft Hessen der bestimmende Faktor gewesen. Der Vf. kann genauere Angaben zum Umfang des mittelalterlichen Gerichtsbezirks Niederaula machen, der mit 21 Dörfern und sechs Höfen der größte der zur Abtei Hersfeld gehörenden Bezirke war. Besondere Bedeutung erlangte der Niederaulaer Raum durch seine Lage an den „Kurzen Hessen“, einer Fernstraße, die vom Rhein-Main-Gebiet nach Thüringen führte. Nicht korrekt ist, daß C. das Kapitel „Reformation und Bauernkriege im Amt Niederaula“ im Teil III seines Buches behandelt. Die Reformation gehört bereits zur frühen Neuzeit und kann nicht im Zusammenhang mit der mittelalterlichen Geschichte des Ortes betrachtet werden. Die Entwicklung der zum Amt Niederaula gehörenden Gemeinden Hattenbach, Hilpertshausen, Kerspenhausen und Roßbach, Kleba, Mengshausen, Niederjossa und Solms mit dem Hof Englbach zeichnet der Vf. auf der Grundlage der überlieferten Katastervorbeschreibungen im Staatsarchiv Marburg nach. Sie enthalten nicht nur ausführliche Possessionsbeschreibungen der betreffenden Dörfer, sondern geben auch Aufschluß über die dort befindlichen herrschaftlichen und adligen Güter, die kirchlichen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Von Interesse sind u. a. die Angaben über die Zehnten und Zinsen sowie über die von den Eingesessenen zu leistenden Hand- und Spanndienste. Die Katastervorbeschreibungen werden durch kurze geschichtliche Abrisse der einzelnen Gemeinden sinnvoll ergänzt. Für die Darstellung der Geschichte Niederaulas in der frühen Neuzeit ist das *Lager-, Stück- und Steuer-Buch* der Gemeinde, das von dem Schreiber Seydell 1766 erstellt wurde, die wichtigste Quelle. Es vermittelt vor allem in die sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten Niederaulas in der Mitte des 18. Jahrhunderts anschauliche Einblicke. Der Leser erfährt hier wichtige Einzelheiten über die Fischerei- und Braugerechtigkeiten, Kirchen- und Kastengüter, Waldungen und Weiden sowie über die Erbauung, den Wert und die Miete der Häuser. Fehl am Platze ist dagegen ein Exkurs über die Mutterkirche Niederaula in der mittelalterlichen Kirchenorganisation. Er hätte in den die mittelalterliche Geschichte Niederaulas behandelten Teil gehört. Die Betrachtung der Neuzeit bis zur Gegenwart stellt einen Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung dar. Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang der Nachweis von Tiroler Maurern im 17. Jahrhundert in Niederaula, die Schilderung der kirchlichen und schulischen Verhältnisse, der Blick auf die recht ansehnliche jüdische Gemeinde, die Entwicklung der Landwirtschaft und der Aufschwung von Handel und Gewerbe. Von besonderem Interesse ist ein Einwohnerverzeichnis des Ortes von 1825, das die *Hausgesessenen* oder *Feuerstätten*, die alte Hausnummer, den Beruf des Familienoberhauptes, den Grundbesitz und die Zahl der Zugtiere angibt. Auch über die Auswanderung nach Amerika und die Entwicklung Niederaulas zur Mittelpunktgemeinde erfährt der Leser manches Wissenswerte. Von großer Bedeutung war für Niederaula der zu Beginn unseres Jahrhunderts erfolgte Anschluß des Ortes an das Eisenbahnnetz. Im Zuge der Verwaltungsreform von 1972 wurden Niederaula mehrere umliegende Dörfer angegliedert, wodurch erneut die zentrale Stellung des Ortes unterstrichen wurde.

Sehr verdienstvoll sind die im Anhang zusammengestellten Worterklärungen und die Angaben zu den alten Maßen, Münzen und Gewichten, die vor allem für den historisch interessierten Laien hilfreich sind. Von Interesse sind auch die Stammtafeln der Familien von Hattenbach und Weiffenbach. Das Buch wird durch ein Quellen- und Literaturverzeichnis ergänzt, während die Anmerkungen zum Text leider fehlen.

Stefan Hartmann

Neue Veröffentlichungen zur Geschichte von Witzenhausen 1979–1982. Mit einem Rückblick auf die wichtigsten stadtgeschichtlichen Arbeiten der siebziger Jahre.

Witzenhausen bei Kriegsende 1945. Die Aufzeichnungen des damaligen Bürgermeisters Fritz Knipp und Eintragungen aus dem Kriegstagebuch Ferdinand Trautvetter, hrsg. v. A. Künzel (Schriften des Werratalvereins Witzenhausen, 2), 1979, 30 S. – **Witzenhausen 1938–1948.** Das Kriegstagebuch Ferdinand Trautvetter, hrsg. v. A. Künzel (Schriften . . ., 3), 1980, 63 S. – W. Dietrich, **Witzenhausen in alten Ansichten** (Europäische Bibliothek Zaltbommel, Niederlande), 1980, IV, 76 Tafeln. – **Beiträge zur jüngsten Geschichte der Stadt Witzenhausen**, hrsg. v. A. Künzel (Schriften . . ., 4), 1981, 36 S. – J. Tappe, **Eintracht krönt das Fest.** Witzenhausen feiert Erntefest, hrsg. v. Erntefestausschuß Witzenhausen, o. J. (1982), 160 S. mit zahlreichen Abb. – W. Eisenberg, **Sechs Jahrzehnte Heilfasten** in Witzenhausen (Schriften . . ., 6), 1982, 34 S. – **Witzenhäuser Stadtchronik 1945–1949**, zusammengestellt v. R. Harberg, hrsg. v. Magistrat der Stadt Witzenhausen, 1982, 407 S.

Die Witzenhäuser Geschichtsschreibung war in den letzten Jahrzehnten im wesentlichen eine Domäne der ortsansässigen Familie Eckhardt, insbesondere freilich von K. A. Eckhardt, dem die Stadt nicht nur zahlreiche Einzeluntersuchungen und verschiedene Editionen städtischer Quellen – darunter vor allem eine wichtige Stadtrechtsquellenausgabe – zu verdanken hat, sondern auch die erste umfassende wissenschaftliche Stadtgeschichte, deren erste Auflage von der Frühzeit bis ins 19. Jahrhundert reicht¹. Nach weitgehender Zurückhaltung in der Publikation stadtgeschichtlicher Arbeiten in den sechziger Jahren und zu Beginn der siebziger Jahre bot das historische Jubiläumsjahr 1975 den willkommenen Anlaß erneuter und verstärkter Hinwendung zur Stadtgeschichte: Zur 750-Jahrfeier der Ersterwähnung Witzenhausens legte Karl August Eckhardt mit einer Neuauflage der 1927/1931 erschienenen Ausgabe des Witzenhäuser Stadtbuches den 1. Band, mit einer Edition teilweise bislang unveröffentlichter Bürgerschaftslisten aus der Zeit von 1546 bis 1935 den 2. Band einer damit Neubegründeten Reihe „(Studia) Wizenhusana“ vor. Ihnen folgten noch im selben Jahr ebenfalls als teilweise Neuauflagen die Bände Wizenhusana III und IV mit jeweils zwei weiteren Bürgerschaftslisten von 1779 und 1814 bzw. 1797 und 1809 und schließlich den Band Wizenhusana V, der als dritte überarbeitete Auflage von der 1925 erschienenen Witzenhäuser Stadtgeschichte nunmehr die Frühzeit bis ins 12. Jahrhundert in der erweiterten Form bietet. Weitere für die Wizenhusana-Reihe vorgesehene Bände sind nicht mehr erschienen². K. A. Eckhardt verstarb im Januar 1979 im Alter von fast 78 Jahren³. –

Ebenfalls noch im Jubiläumsjahr 1975 legte der Marburger Ltd. Archivdirektor Wilhelm A. Eckhardt seine als Festvortrag gehaltene Studie über einen Ausschnitt mittelalterlicher Stadtgeschichte Witzenhausens im Druck vor⁴.

Ausdrücklich hervorzuheben ist noch die 1972 veröffentlichte überarbeitete Fassung der 1923 gedruckten Marburger juristischen Dissertation K. A. Eckhards über die Witzenhäuser Schwabenspiegelhandschrift, da sie an bibliographisch schwer zu ermittelnder Stelle erschienen ist und zumal sie nicht nur als willkommene Fundgrube zur frühzeitlichen Stadtgeschichte gelten darf, sondern nunmehr auch den seinerzeit bewußt nicht in den Witzenhäuser Stadtrechtsquellenband aufgenommenen Volltext der Handschrift liefert⁵.

Neben den genannten Eckhardtschen Veröffentlichungen verdienen aus den siebziger Jahren noch Band VI des Handbuchs des Hessischen Heimatbundes für den Kreis Witzenhausen von 1971⁶ und das 1973 von W. Küther bearbeitete Heft 1 des Historischen Ortslexikons des Landes Hessen⁷ Erwähnung. Beide beziehen sich zwar auf den gesamten (Alt-)Kreis Witzenhausen, haben der Stadtgeschichte allerdings in den jeweiligen Artikeln breiten Raum gegeben. – Außerdem wäre in diesem Zusammenhang noch das von A. Sieburg 1975 bearbeitete materialreiche Repertorium des Staatsarchivs Marburg zum Bestand 180 Landratsämter, Witzenhausen, zu nennen⁸.

Interessanterweise ist von den hier aufgeführten Arbeiten der siebziger Jahre mit Ausnahme des Ortslexikons von W. Küther⁹ nicht eine einzige im Rezensionsteil dieser Zeitschrift berücksichtigt worden. Grund genug also, sie im Rahmen dieser Sammelbesprechung zumindest genannt zu haben.

Zwischen 1975 und 1979 sind keine nennenswerten Arbeiten zur Stadtgeschichte Witzenhausens erschienen¹⁰. Nach dieser mehrjährigen Pause begann mit dem Jahr 1979 eine interessante neue Entwicklung. Bis 1982 wurden nicht weniger als sieben historische Arbeiten über Witzenhausen vorgelegt. Diese sieben hier zur Rede stehenden Publikationen unterscheiden sich freilich von den zuvor aufgeführten in zwei wesentlichen Punkten:

Zum einen sind sie durchweg von historisch interessierten Laien, also Nicht-Historikern, verfaßt bzw. herausgegeben worden, zum anderen – das mag die Konsequenz daraus sein – beschäftigen sie sich alle mit der jüngsten Geschichte der Stadt. Großen Anteil an dem neuerlichen „Publikations-Boom“ hat der kulturell sehr engagierte Werratalverein der Stadt, der im Dezember 1979 eine eigene heimatgeschichtlich, naturkundlich und geographisch orientierte Schriftenreihe ins Leben rief. Die Initiative dürfte ein Ausdruck des ganz allgemein in der Bevölkerung zu beobachtenden gewachsenen historischen Interesses sein. Die vom Verein festgestellte positive Resonanz bestätigt das¹¹.

Im übrigen ist die Bearbeitung neuzeitlicher stadtgeschichtlicher Themen seit langem ein Desiderat. Eine umfassende Darstellung der neueren Geschichte Witzenhausens steht jedenfalls noch aus.

Unter dem Titel „Witzenhausen bei Kriegsende 1945“ legt A. Künzel als Heft 2 der neugegründeten Werratalverein-Schriftenreihe¹² zwei Augenzeugenberichte zweier Witzenhäuser Bürger über die Ereignisse der letzten Kriegsmonate und der beginnenden amerikanischen Besatzungszeit in Witzenhausen vor. Das Heft beginnt mit den Aufzeichnungen des letzten Bürgermeister der NS-Zeit, Fritz Knipp, der seit 1942 im Amt war. Sie umfassen lediglich die Zeit vom 1. bis zum 13. April 1945 als dem Tag, an dem Knipp von den einrückenden Amerikanern amtsenthoben wurde. Die Quelle darf besonderes Interesse beanspruchen, da der Text bereits am 16. April 1945 niedergeschrieben wurde, also noch ganz von der Unmittelbarkeit des Erlebten geprägt ist. Es folgt eine auszugsweise Wiedergabe des Kriegstagebuches des Witzenhäuser Verlegers und Druckereibesitzers Ferdinand Trautvetter. Sie beginnt mit den Eintragungen vom 30. Januar 1945 und endet mit dem 21. Mai 1945 sowie mit weiteren etwa bis Oktober 1945 reichenden undatierbaren Notizen. Hrsg. hat den einzelnen Abschnitten beider Texte jeweils knappe, dem besseren Verständnis dienende Erläuterungen nachgestellt. Leider wird an keiner Stelle gesagt, wo die beiden Berichte im Original einzusehen sind, zumal ja beide offenbar an einigen Stellen gekürzt wurden. Letzteres ist im Druck niemals erkennbar, für Wertung und Auswertung der Quellen aber doch von einigem Belang. Wie problematisch diese Art der „Edition“ ist, wird nachhaltig deutlich im Vergleich des hier gebotenen Auszugs des Trautvetter-Textes mit dem bereits im vorliegenden Heft angekündigten, dann in Heft 3 verwirklichten Vollabdruck des Tagebuches: So fehlen etwa auf S. 28 mindestens drei mehrzeilige Absätze, auf S. 29 zwei Absätze, deren Wegfall inhaltlich kaum zu rechtfertigen ist. Ein entsprechender Hinweis auf die Auslassungen hätte jedenfalls gegeben werden müssen.

Ganz ähnlich problematisch stellt sich auch Heft 3 „Witzenhausen 1938 bis 1948“ dar, das nach einer Kurzbiographie des Verlegers und Tagebuchschreibers Trautvetter (S. III–IV) dessen mit dem Synagogenbrand 1938 einsetzendes Kriegstagebuch im Druck zugänglich macht. Die Tagebucheintragungen schließen mit dem 20. Juni 1948, dem Tag der Währungsreform in den deutschen Westzonen. Leider wird auch im vorliegenden Heft nicht ersichtlich, wo sich das Original befindet, wo es ggf. eingesehen werden könnte. Und wenn auch die vom Hrsg. vorgenommenen Kürzungen ausschließlich „allzu weitschweifige Ausführungen oder zu breit angelegte Angaben zum Wetter“ (S. II) betreffen, so ist doch nicht kenntlich, wie oft und an welchen Stellen Eingriffe in den Text erfolgt sind. Dies ist für die Benutzung dieser an sich äußerst wichtigen und instruktiven Quelle ein Manko. Es bleibt dennoch das unstrittige Verdienst Künzels, dieses wertvolle und umfangreiche Tagebuch überhaupt für die Erforschung der neuesten Stadtgeschichte bereitgestellt zu haben. Trautvetters Ausführungen – er selbst war nie Mitglied der NSDAP – zeugen von einem aufmerksamen Blick und von einer kritischen Distanz zu den geschilderten Ereignissen. Das gibt seinem Tagebuch für die Beurteilung der Kriegs- und Nachkriegssituation in Witzenhausen einen hohen Informationswert: Viele Dinge werden aus der Sicht des unmittelbar Betroffenen zwar subjektiv, jedoch viel kontrastreicher und lebensnaher geschildert, als dies etwa die Durchsicht städtischer Akten oder der Lokalzeitung ermöglichen könnte. Die kursiv eingefügten behutsamen Erläuterungen des Hrsgs. sollen die „Lokalisierung von Ortsangaben erleichtern und bei der zeitlichen Einordnung behilflich sein“ (S. II).

Das querformatige Bändchen „Witzenhausen in alten Ansichten“ entspricht den zahllosen Vorgängerbänden für andere – auch hessische – Städte aus dem niederländischen Verlag Europäische Bibliothek Zaltbommel, die alle immer wieder der gleichen stereotypen Aufmachung unterworfen sind: Einer knappen, zwei Druckseiten umfassenden historischen Einleitung folgen im vorliegenden Fall insgesamt 76 Tafeln mit „alten Ansichten“ aus Witzenhausen und seiner näheren Umgebung. In der Einleitung orientiert sich Dietrich an dem kargen Gerüst

der „Epochenjahre“ der Stadtgeschichte und endet mit einem Blick auf Gründung und Aufhebung des Wilhelmitenklosters und die 1898 erfolgte Übernahme der Klosterkirche durch die neue Kolonialschule. Die Folge der Bildtafeln – teils alte Ansichten, teils Reproduktionen von Originalfotos – beginnt mit einer Reihe von Gesamtansichten der Stadt, dann werden einzelne Gebäude und Straßenzüge gezeigt, aufgelockert durch eingestreute Gruppenfotos von Vereinen, Schulklassen usw.; auch das Erntefestkomitee ist zu sehen sowie einige Aufnahmen von Festumzügen und Bilder von der 700-Jahrfeier der Markterhebung aus dem Jahr 1925. Den Schluß bilden Landschaftsaufnahmen aus der Witzenhäuser Umgebung. Allen Tafeln wurden mehrzeilige Erläuterungstexte beigelegt, die oft über die einfachen Bilderklärungen hinaus noch zusätzliche Informationen enthalten. Nicht selten schwingt freilich doch ein gewisses Maß an vermeidbarer verklärender Nostalgie in den Texten mit. Die Auswahl der Fotos ist gelungen: Es werden so manche, teils heute auch nicht mehr vorhandene reizvolle und historisch interessante Motive geboten, so etwa auf Tafel 10 die seit langem verfallene St.-Annen-Kapelle in den Weinbergen, von der allerdings nicht behauptet werden darf, sie sei „als Nikolauskapelle errichtet“ und „1275 den neuen Zisterzienserinnen zugewiesen“ worden. Weder für eine solche „Umwidmung“ noch für die „Zuweisung“ gibt es bislang Belege. Weiter sind die Bilddokumente hervorzuheben, die die Kolonialschule zeigen (Tafeln 54–58), insbesondere Tafel 58, die einen Blick in das Innere des Refektoriums während seiner Verwendung als Kriegslazarett ermöglicht, und als seltenes Bilddokument auch die Zeichnung der Synagoge von 1903 (Tafel 59). Juden sind in Witzenhausen im übrigen bereits seit Anfang des 15. und nicht erst seit dem 16. Jahrhundert belegt. Die schöne Stadtansicht eines Malers um 1900, die am Anfang der Bildfolge steht, hätte sicherlich die Namensnennung des Künstlers verdient.

Die „Beiträge zur jüngsten Stadtgeschichte der Stadt Witzenhausen“ enthalten neben einem abschließenden Artikel des Hrsg. drei Berichte älterer Witzenhäuser Bürger, die vom Hrsg. aufgefordert wurden, ihre Erlebnisse während der Nachkriegszeit zu Papier zu bringen: R. Bauer, 1945 Dolmetscher bei der amerikanischen Militärverwaltung in Witzenhausen, berichtet von den Anfängen der amerikanischen Besatzung im April 1945 (S. 7–11), M. Fritze, ehemals Stadtpolizist, steuert aus derselben Zeit eine weitere Schilderung bei (S. 12–14). Frieda v. Christen äußert sich – unter Verwendung von Hinweisen der Neuseesenerin Lieselotte Isecke – über die sowjetische Besatzungszeit in Werleshausen und Neuseesen (S. 15–27). Natürlich muß bei diesen Schilderungen vieles episodenhaft bleiben und ist zwangsläufig subjektiv gefärbt, zumal ja aus lange zurückliegenden Erinnerungen zu schöpfen war. Dennoch werden die drei Berichte für eine Darstellung der jüngsten Stadtgeschichte von Wert sein. Zur Ergänzung des dritten Beitrages hat A. Künzel das Wanfrieder Abkommen vom 17. September 1945 behandelt (S. 28–36), jene Übereinkunft zwischen Sowjets und Amerikanern, die den aufgrund der bis dahin noch durch sowjetisches Gebiet führenden Bahnlinie notwendigen Gebietstausch der (amerikanisch besetzten) hessischen Dörfer Sickenberg, Asbach, Weidenbach und Vatterode gegen die der sowjetischen Zone angehörenden thüringischen Orte Werleshausen und Neuseesen zum Inhalt hat. Künzel bietet im Originalabdruck den englischen und den russischen Text des Abkommens nebst einer Übersetzung. Hauptbestandteil des Vertrages war eine als Anlage beigeheftete Karte, die die Grenzkorrekturen enthält. Die hier gebotene Nachzeichnung (S. 33) läßt leider durch die laienhafte Ausführung zu wünschen übrig. Vor allem wäre aus Gründen der besseren Übersicht eine weniger überfüllte Karte geeigneter gewesen. Eine solche sehr übersichtliche Karte zum Gebietsaustausch vom September 1945 findet sich im übrigen an recht entlegener Stelle in der Arbeit von Rolf-Roman Rossberg, Grenze über deutschen Schienen, 1980, S. 137. In dieser Arbeit wird auch das Wanfrieder Abkommen bereits recht ausführlich erörtert.

Hinter dem Titel „Eintracht krönet das Fest“ verbirgt sich der Versuch einer Darstellung der Geschichte des Witzenhäuser Erntefestes von seinen Anfängen im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Tappe beschreibt nach einem einleitenden Überblick zur wirtschaftlichen Lage der Witzenhäuser Bevölkerung im vorigen Jahrhundert (S. 3 f.) in einzelnen kurzen Abschnitten chronologisch die Entwicklung des Erntefestes vor dem Hintergrund der allgemeinen historischen und der speziellen stadtgeschichtlichen Zusammenhänge und gibt Einblicke in Ablauf, Organisation und Finanzierung und in die oftmals politisch bedingten Wandlungen im Charakter der Erntefeste. Im einzelnen werden dabei besondere und zeittypische Ereignisse hervorgehoben. Der offizielle Beginn der Feste ist der heutigen Zählung nach zwar ins Jahr 1857 zu legen, doch kann Vf. zeigen, daß die Ursprünge auf ein schon lange vorher gefeiertes Weinfest zurückgehen, das anhand eines literarischen Belegs mindestens schon für 1806 nachgewiesen werden kann. Vf. vermutet sicher nicht zu unrecht, daß das Weinfest schon im 18. Jahrhundert begangen wurde.

Die Arbeit erweist sich streckenweise nicht etwa als flüssige Darstellung, sondern eher als eine „Dokumentation“, deren zahlreiche Quellentexte, Zeitungsartikel, -anzeigen, Fotos und Abdrucke von Aktenstücken etc. durch knappe verbindende Texte aneinandergereiht wurden. Dies geht in Einzelfällen soweit, daß ganze „Kapitel“ nahezu ausschließlich durch seitenweise Quellenabschriften bestritten werden (Eine Tracht krönt das Fest, S. 30–32; Das neue Jahrhundert, S. 56–64; Die 700-Jahr-Feier, S. 81–90; In den Jahren der Entscheidung, S. 93–97). Das zum Abdruck gelangte Material ist äußerst vielfältig und reicht von der handschriftlichen Abrechnung einer Putzfrau (S. 16f.) über Festprogramme und Weinkarten bis hin zu Einladungen wichtiger Amtsträger und deren Dankschreiben, darunter etwa das des Kasseler Oberpräsidenten Philipp von Hessen aus dem Jahr 1933 (S. 100). Viele der ausgewählten Quellentexte sind zweifellos für die Sozialgeschichte Witzenhausens von großem Interesse; doch sind leider sämtliche Quellenzitate und sonstigen Materialien ohne genauen Nachweis der Fundstellen dargeboten. Für eine Weiterarbeit an den Quellen ist das Buch somit wertlos. Auch ein Blick in das bibliographisch völlig unzureichende „Quellenverzeichnis“ (S. 160), das vorwiegend Literatur bietet (sieben Titel, dazu eine Anzahl Erntefest-Festschriften), vermag dem Mangel nicht abzuhelfen. Was hier an Quellen erscheint, beschränkt sich auf die im Stadtarchiv aufbewahrten Tageszeitungen, die offenbar als Hauptquelle dienten, und eine einzelne „Ruheakte“, bei der es sich wohl um eine noch nicht an das Stadtarchiv abgelieferte Akte aus der Altregistratur des Rathauses handeln dürfte.

Es sei angemerkt, daß außer den Zeitungsbeständen und mehreren Fotos keinerlei Material des Stadtarchivs herangezogen wurde. So blieb etwa eine hier befindliche Akte zum Weinfest vom 1837 (Nr. A 2884) ebenso unberücksichtigt wie eine kolorierte Zeichnung des 19. Jahrhunderts mit einer Weinfest-Darstellung vor dem Hintergrund des Rathauses, die, wenn schon nicht abgebildet, so doch wenigstens hätte erwähnt werden können. Auch die etwas vollmundig unter dem Begriff „Editionsgrundsätze“ erläuterte Zitierweise (S. 160) bedarf einiger kritischer Hinweise: „Rechtschreibfehler und Satzzeichen sowie stilistische Eigenarten oder auch Fehler“ (!) der zitierten Texte seien „grundsätzlich nicht verbessert“ worden; doch zeigt sich durch das im Band geübte Verfahren, neben dem Abdruck der schriftlichen Quelle eine Transkription zu stellen, daß ganz anders und keineswegs konsequent vorgegangen wurde. Besonders schlimm ist freilich, wenn dadurch offensichtlich wird, daß sich dabei innerhalb der oft nur wenige Zeilen umfassenden Passagen nicht selten fünf und mehr Fehler eingeschlichen haben (vgl. S. 16f., 43, 51f.). Dies erscheint vor allem auch deswegen peinlich, weil Vf. mit dem hehren Anspruch aufgetreten ist, mit Hilfe der Transkription „für die jüngeren Leser“ sozusagen „wörtliche Übersetzungen“ zu bieten (S. 41). Die offenkundigen paläographischen Probleme und insbesondere die aufgezeigten zahllosen formalen Mängel erweisen den vorliegenden Versuch einer historischen Darstellung als wenig überzeugend.

Ähnlich wie die oben genannten Hefte der Werratalverein-Reihe folgt auch Heft 6 „Sechs Jahre Heilfasten in Witzenhausen“ dem eingeschlagenen Weg, Zeitzeugen zur jüngsten Vergangenheit der Stadt zu Wort kommen zu lassen¹³. Die vorliegende Schrift enthält gewissermaßen die „Memoiren“ des angesehenen Witzenhäuser „Fastendoktors“ Werner Eisenberg, der 1931 als Assistenzarzt in die Stadt kam und seit 1936 das Kurheim, die heutige „Klinik am Wartenberg“, führte. Die auf Anregung von A. Künzel entstandenen Aufzeichnungen Eisenbergs gewinnen um so mehr an Bedeutung, als der Vf. im vergangenen Jahr 1984 verstarb. E. hat keineswegs nur die Entwicklung „seiner“ Fastenklinik beschrieben, sondern geht oft sehr ausführlich und wertend auf die jeweiligen örtlichen politischen Vorgänge ein. Vf. vermittelt zudem recht interessante Einblicke in die innerstädtischen Machtstrukturen und seine oft nur durch persönliche Kontakte gegebenen Möglichkeiten, die NS-Herrschaft trotz seiner permanenten Weigerung, in die Partei einzutreten, zu „überstehen“. Die Bedeutung seines Kurheims etwa als zeitlicher Unterschlupf für Witzenhäuser und von außerhalb angereister Juden war in der Öffentlichkeit bislang nicht bekannt gewesen. Daß in den Schilderungen immer wieder auch das missionarische Element hinsichtlich der für die Schulmedizin früherer Jahre lange Zeit nicht anerkannten Fastenmethode durchschimmert, liegt freilich nahe und muß nicht verwundern. A. Künzel hat dieses insbesondere für die NS-Zeit und die unmittelbare Nachkriegszeit der Stadt so wertvolle Heft mit einigen knappen „biographischen Anmerkungen“ zur Person des Autors eingeleitet (S. 5–7). Am Ende der Aufzeichnungen ist eine Auswahl medizinischer Arbeiten E.s zusammengestellt.

Die „Witzenhäuser Stadtchronik 1945–1949“, erstellt von dem ehemaligen langjährigen Witzenhäuser Bürgermeister R. Harberg, ist der erste von insgesamt vier geplanten Bänden (vgl. S. 5), die in chronikalischen Notizen dem Leser die wichtigsten Ereignisse der jüngsten

Stadtgeschichte bis zum Ende der siebziger Jahre nahebringen soll. Motivation für das Unternehmen war u. a. die Überlegung, daß „durch den Generationswechsel und die starke Fluktuation in den städtischen Körperschaften und der Verwaltung die Kenntnis von den Zusammenhängen weitgehend verloren gegangen ist“, und die Hoffnung, daß die Chronik „vor Entscheidungen über den Weg in die Zukunft“ als Hilfe dienen könnte (S. 4). H. beginnt seine Chronik mit einer sehr nützlichen Zusammenstellung der Bürgermeister der fraglichen Jahre, der Magistrate und Stadtparlamente, statistischer Angaben zu den Kommunalwahlen und zu den städtischen Haushalten (S. 6–12). Als Kernstück der Arbeit folgt – dem Titel entsprechend – in chronologischer Abfolge die Darstellung ausgewählter Tagesereignisse. Zu Beginn jedes der hier erfaßten fünf Jahre steht eine kurze Einleitung, die zusammenfassend die wichtigsten Aspekte der örtlichen Historie vor dem Hintergrund der allgemeinen Zeitereignisse hervorhebt. Die jeweils folgenden Tagesnotizen bieten eine ungeahnte Fülle an Informationen über alle Bereiche des städtischen Lebens, insbesondere natürlich über das besonders drückend empfundene Flüchtlingsproblem, die damit verbundene Wohnungsfrage, die Wiederbelebung des kommunalpolitischen Lebens unter demokratischen Vorzeichen und vieles andere mehr. Ein Großteil der gebotenen Quellen entstammt den beiden Tageszeitungen „Hessische Nachrichten“ und „Niedersächsische Zeitung“ und ist mit Hilfe des Datums mühelos für den Interessenten greifbar. Anders ist es da schon mit den ebenfalls als Quellen herangezogenen privaten Aufzeichnungen H.s und den Protokollen der Stadtverordnetenversammlungen, zumal letztere bisher noch nicht an das Stadtarchiv abgegeben wurden: Man kann sich keineswegs in allen Fällen so, wie im Vorwort angekündigt, mit Hilfe der Quellenkennzeichnung „an Ort und Stelle weiter informieren, ohne lange suchen zu müssen“ (S. 5).

Äußerst fragwürdig ist der in Ermangelung anderer Quellen für den April 1945 gebotene Abdruck der Aufzeichnungen des Bürgermeisters Knipp ohne Nennung der Fundstellen und ohne einen Hinweis auf den davon vorliegenden Druck zu geben (vgl. die oben besprochene WTV-Schrift 2). Schlimm ist, wie sorglos H. mit dem Wortlaut der Quellen umgeht, beliebig kürzt und teilweise frei formuliert (S. 16–18). Bei den der Zeitung entnommenen Angaben wird an keiner Stelle deutlich, ob H. die Artikel wörtlich übernommen oder frei formuliert hat. Die S. 19 gedruckte „Bekanntmachung Nr. 2“ vom 22. 5. 1945 ist gänzlich ohne Beleg, das Datum der Ankunft der V-Waffenleute aus Peenemünde (S. 20) ist wohl in 22. Juni 1945 zu verbessern. Am Schluß des Bandes finden sich dankenswerterweise ein Sach- und ein Personenindex, durch den der vielfältige Inhalt der umfänglichen Chronik gut erschlossen werden kann (S. 378–407). Offen bleibt, warum der Sachindex die Daten der jeweiligen Erwähnung nennt, der Personenindex hingegen die Seitenzahlen. Irritierend wirkt, daß H. die Seitenverweise jeweils durch unübliche Bindestriche und nicht durch Kommata getrennt hat. In letzterem fehlt übrigens der S. 11 und 173 erwähnte Tierarzt Georg Ludwig, der nach seiner örtlichen NS-Karriere nach 1933 neben einem zweiten ehemaligen NS-Amtsträger, August Hesse (ebd.), interessanterweise als Mitglied der neugegründeten LDP schon 1948 wieder in das Witzenhäuser Stadtparlament einziehen konnte!

Die vorliegende Chronik ist zweifellos eine äußerst fleißige und verdienstvolle Arbeit. Ein umsichtiges Gesamtkonzept seitens des als Herausgeber auftretenden Magistrats hätte indes dazu führen müssen, die Mitte der fünfziger Jahre von K. A. Eckhardt anhand der Tageszeitungen zusammengestellten, im Stadtarchiv befindlichen maschinenschriftlichen sechs Chronikbände¹⁴, die übrigens in der vorliegenden Arbeit mit keinem Wort erwähnt werden, nutzbar zu machen. Vielleicht wäre es sinnvoller gewesen, zunächst diese 1866 einsetzenden und bis 1954 (!) reichenden Bände vorzulegen, um damit einen sinnvollen Anschluß an die von 1597 bis 1866 fortgeführten drei Hefte „Bausteine zur Witzenhäuser Chronik“¹⁵ zu bekommen. Ein großer Teil des Aufwandes für den vorliegenden Band hätte sicherlich mit Hilfe des 6. Teils der Eckhardtschen Chroniken vermieden werden können.

Herbert Reyer

Anmerkungen:

- 1 Eine Zusammenstellung aller Arbeiten K. A. Eckhardts bietet neuerdings das Werksverzeichnis Karl August Eckhardts, zusammengest. und erl. v. Albrecht Eckhardt (Bibliotheca Rerum Historicarum, Studia 12), 1979. – Seine Veröffentlichungen zur Witzenhäuser Stadtgeschichte ebd. Nr. 176–194 sowie Nr. 95, 110, 111 und 126.
- 2 Im einzelnen sind folgende Wizenhusana-Bände erschienen: Studia Wizenhusana I: Das Witzenhäuser Stadtbuch 1530 bis 1612 und ergänzende Quellen, tractaverunt Wilhelm Eckhardt und K. A. Eckhardt (Bibliotheca Rerum Historicarum, Studia 9), 2. Aufl. 1975. – Studia Wizenhusana II: Die Witzenhäuser Bürgerschaft 1543–1935, tractavit K. A. E. (BRH, Studia 10), 1975. – Wizenhusana III: Die Witzenhäuser Bürgerschaft 1779 und 1814, 2. Aufl. curavit K. A. E. (BHR, Deutschrechtliches Archiv [Neue Folge], 12),

1975. – Wizenhusana IV: Die Witzenhäuser Bürgerschaft 1796–1809, 2. Aufl. curavit K. A. E. (BRH, Deutschrechtliches Archiv [Neue Folge], 13), 1975. – Wizenhusana V: K. A. E., Ältere Geschichte der Landschaft an der Werra und der Stadt Witzzenhausen (BRH, Deutschrechtliches Archiv [Neue Folge], 16), 3. neubearb. Aufl. 1975. Vorgesehen war noch für das Jubiläumsjahr 1975 eine Abhandlung, die „Frau Iden Loh“ gewidmet sein sollte, einem Flurnamen im Osten der Stadt Witzzenhausen, vgl. Wizenhusana V, S. 10. Weiter plante K. A. E., in einem späteren Band der Wizenhusana-Reihe das von ihm exzerpierte, seit der NS-Zeit verschollene Synagogenbuch der Jüdischen Gemeinde Witzzenhausen herauszugeben, vgl. Wizenhusana IV, S. 35. Beide Projekte wurden nicht mehr verwirklicht.
- 3 Unter den verschiedenen Nachrufen ist besonders beachtenswert der von H. Krause, Karl August Eckhardt, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 35, 1979, S. 1–16. – Der wissenschaftliche Nachlaß von K. A. Eckhardt befindet sich heute im Hessischen Staatsarchiv Marburg; er ist zur Zeit noch unverzeichnet und daher nicht benutzbar.
 - 4 Wilhelm A. Eckhardt, Witzzenhausen. Vom Markort zur Handelsstadt (Marburger Reihe, 8), 1975.
 - 5 Studia Iuris Suevici V: Schwabenspiegel Normalform. Tractaverunt K. A. E. (und) Irmgard Eckhardt geb. Rauch (BRH, Studia 8), 1972; ebd. S. 395–584 Prolegomena, Einleitung und Text der Witzzenhäuser Handschrift. Die Einleitung S. 405–461 ist die erweiterte und überarbeitete Fassung der Dissertation K. A. E.s. – Zum 50jährigen Doktorjubiläum K. A. E.s gab dieser die S. (395–)401–548 im selben Jahr auch als Sonderdruck, gewidmet der juristischen Fakultät der Universität Marburg, heraus sowie zugleich das Heft 1 seiner Reihe BRH, Deutschrechtliches Archiv (Neue Folge).
 - 6 Kreis Witzzenhausen, Schriftl.: F. Bleibaum (Handbuch des Hessischen Heimatbundes 4 = Festschrift zum 150jährigen Bestehen des Kreises Witzzenhausen), 1971.
 - 7 Historisches Ortslexikon des Kreises Witzzenhausen, bearb. v. W. Küther (Historisches Ortslexikon des Landes Hessen, Heft 1), hrsg. v. Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde, 1973.
 - 8 Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Marburg: Bestand 180 Landratsämter: Witzzenhausen 1821–1945 (1952), bearb. v. A. Sieburg, 1975.
 - 9 Rezension in ZHG 85, 1975, S. 232–234 durch S. Hartmann.
 - 10 Anzuführen sind in diesem Zusammenhang allenfalls die vom Rez. im Rahmen des 1977 erschienenen Stadtführers „Erstes Witzzenhäuser Handbuch“ erstmalig erstellte „Bibliographie zur Witzzenhäuser Geschichte“, ebd., S. 95–103, und die 1975 vom Magistrat der Stadt Witzzenhausen herausgegebene offizielle Festschrift: Stadt Witzzenhausen 750 Jahre, 1225–1975, Festschrift zur 750-Jahrfeier, Schriftleitung W. Dietrich, 1975. Diese Schrift ist indes im wesentlichen ein eher unsystematisch zusammengestelltes Sammelsurium von Textabdrucken einzelner quellenmäßig jeweils nicht nachgewiesener bzw. zu verifizierender Aktenstücke des Staatsarchivs. Als „Festschrift“ hätte dem Magistrat sicher ein weniger dürftiges und von längerer Hand geplantes „gewichtigeres“ Werk besser zu Gesicht gestanden. Daß dies durchaus auch Städten von der Größenordnung Witzzenhausens möglich sein kann, zeigte erst kürzlich die Stadt Homberg/Ohm mit einer ausgezeichneten, in Zusammenarbeit mit dem Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde entstandenen Stadtgeschichte in Einzelbeiträgen: Homberg an der Ohm. Eine oberhessische Stadt von den Anfängen bis zur Gegenwart, hrsg. v. F. Schwind, 1984.
 - 11 Vgl. A. Künzel, Aus der Geschichte des Werratalvereins Witzzenhausen, in: Witzzenhausen und Umgebung. Beiträge zur Geschichte und Naturkunde, hrsg. v. dems. (Schriften . . . , 7), 1983, S. 16. Zu dem genannten Heft 7, der Festschrift des WTV Witzzenhausen anlässlich seines 100jährigen Bestehens, vgl. die Rezension von F.-K. Baas in dieser Zeitschrift 89, 1982/1983, S. 256 f.
 - 12 Als Heft 1 der Reihe wird der 1950 in 4. Aufl. erschienene und inzwischen vergriffene Wanderführer von F. W. Körber, Wegekarte von der Umgebung der Stadt Witzzenhausen für den Wanderer, mit erläuternden Bemerkungen, geführt.
 - 13 Der Vollständigkeit halber sei der Titel des hier nicht zu besprechenden Heftes 5 der Werratalverein-Reihe wenigstens aufgeführt: C. Lätsch und J. Maurer, Das Naturschutzgebiet „Freudenthal bei Witzzenhausen“ – Eine erste Beschreibung und Bestandsaufnahme, 1982, 36 S.
 - 14 Chronik der Stadt Witzzenhausen, bearb. v. K. A. Eckhardt, 6 Bde., maschinenschriftl.: I (1866–1900), II (1901–1913), III (1914–1924), IV (1925–1945), VI (1946–1954).
 - 15 Bausteine zur Witzzenhäuser Chronik (Schriften des Witzzenhäuser Bürgervereins 3–5): I (1597–1750), bearb. v. K. A. Eckhardt, 1953; II (1750–1832), bearb. v. dems., 1955; III (1832–1866), bearb. v. Klaus Eckhardt, 1967.

Picard, Berthold: Großauheim. Geschichte in Bildern und Dokumenten. Hanau: Dr. Hans Peters Verlag 1981. 256 S., 302 Abb., Ln. m. Schutzumschlag.

Zum 1175jährigen Jubiläum Groß-Auheims legt der Autor – Bibliotheksdirektor in Frankfurt – diese Festschrift vor. Der gut ausgestattete und reich bebilderte Band beginnt mit einer Darstellung der vor- und frühgeschichtlichen Fundsituation der Gemarkung, deren älteste bisher festgestellte Siedlungsspuren in die Jungsteinzeit zurückreichen. Die erste schriftliche Erwähnung des Ortes datiert in das Jahr 806 anlässlich einer Schenkung an das Reichskloster Lorsch. Dies und manches andere vom Mittelalter bis zur Gegenwart ist unter der Überschrift „Öffentliches Leben“ zusammengefaßt. Wie die Einwohner sich ihren Lebensunterhalt erwor-

ben haben, stellt der Autor im nächsten Kapitel dar. Viele der hier präsentierten Abbildungen zu den Themen Landwirtschaft, Fischerei und Torfabbau, Handwerk, Industrie und Dienstleistungsbetriebe haben schon für sich allein einen kaum zu unterschätzenden Dokumentationswert. Dies gilt auch für das folgende Kapitel, das den privaten Lebensbereich der Bürger illustriert: Hochzeiten, Geburten, häusliche Einrichtung, Stammtische und Feste, Vereine.

Im Anhang ist neben dem Bildnachweis ein zweiseitiges Quellen- und Literaturverzeichnis enthalten.

Der unterhaltsam geschriebene Text präsentiert sich als Folge von Erläuterungen zu den zahlreichen Abbildungen; zusammen bilden sie eine im besten Sinne des Wortes anschauliche Geschichtsdarbietung.

Gerhard Sattler

Heitzenröder, Wolfram: Reichsstädte und Kirche in der Wetterau. Der Einfluß des städtischen Rats auf die geistlichen Institute vor der Reformation (Studien zur Frankfurter Geschichte, hrsg. von Wolfgang Klötzer und Dieter Rebenitsch, Bd. 16). Verlag Waldemar Kramer: Frankfurt/Main 1982, 266 S.

Die vorliegende Studie wurde im Herbst 1978 vom Fachbereich Geschichtswissenschaften der Frankfurter J.-W.-Goethe-Universität als Dissertation angenommen. Sie beruht im wesentlichen auf ungedruckten Quellen im Stadtarchiv Frankfurt – u. a. den Bürgerbüchern, Ratsämterbestellungen, Reichssachen, Gerichtsbüchern, Unterlagen der Frankfurter Stifte –, in den Stadtarchiven Friedberg und Wetzlar sowie in den Staatsarchiven Marburg und Würzburg. Amtsbücher der Stadt Gelnhausen konnte H. im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg einsehen. Daneben wurden in großer Zahl gedruckte Quellen und die wichtigste Sekundärliteratur berücksichtigt. Am Beispiel der vier wetterauischen Reichsstädte Frankfurt, Friedberg, Wetzlar und Gelnhausen wird der Einfluß des Rates auf die kirchlichen Institutionen vor der Reformation aufgezeigt. Dabei stehen jene Probleme im Mittelpunkt, die das materielle Verhältnis von mittelalterlicher Stadt und Geistlichkeit betreffen. Seit der Regierung Friedrich Barbarossas läßt sich die Entwicklung der Frankfurter Stadtverfassung deutlicher verfolgen, wobei die Einrichtung des Schultheißenamts besondere Bedeutung hat. Die Aufnahme von Vertretern der Zünfte in den städtischen Rat in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stellte dessen Politik auf eine breitere Grundlage. 1372 brachte der Erwerb der Reichspfandschaften der Stadt Frankfurt die seit langem angestrebte Autonomie, nachdem sie schon 1356 den reichsrechtlich verankerten Status als Wahlort der deutschen Könige erhalten hatte. Ihr wirtschaftlicher Aufschwung im späten Mittelalter beruhte vor allem auf den beiden Reichsmessen, die Kaufleute aus allen Teilen Deutschlands und dem Ausland nach Frankfurt zogen. Im Gegensatz zu Frankfurt wurden die Geschicke der Stadt Friedberg im wesentlichen von der dortigen Reichsburg bestimmt, was letztlich auf eine Mitwirkung der Burgmannen in allen städtischen Angelegenheiten hinauslief. Die Versuche der Stadt, mit Hilfe des Landgrafen Heinrich III. von Hessen – die vom Vf. gebrauchte Bezeichnung Hessen-Marburg ist insofern mißverständlich, als der Landgraf als Vormund der Söhne seines Bruders Ludwig der tatsächliche Herr Gesamthessens war – die drückende Herrschaft der Burg abzuschütteln, verliefen ergebnislos. Gelnhausen hatte seit dem Ende der Stauer den Zenit seiner politischen Bedeutung überschritten. Im 14. Jahrhundert geriet der dortige Rat zunehmend unter den Einfluß der Zünfte. Aber auch die Einbeziehung der gewerbetreibenden Schichten in die kommunale Verantwortung konnte den wirtschaftlichen Verfall der Reichsstadt nicht aufhalten, die im Spätmittelalter zunehmend dem Druck benachbarter Territorialherren ausgesetzt wurde. Etwas günstiger lagen die Verhältnisse in Wetzlar, das zwischen 1150 und 1350 eine Epoche des Wohlstandes erlebte. Im Gegensatz zu Gelnhausen konnten hier die Zünfte nur vorübergehend Einfluß auf das Stadregiment ausüben.

Im folgenden befaßt sich H. mit den kirchlichen Verhältnissen in den vier wetterauischen Reichsstädten, die verschiedene Gemeinsamkeiten aufweisen. Überall kontrollierte nur eine Pfarrei, die Hauptkirche der Stadt, die gottesdienstliche Versorgung der Bevölkerung und ließ keine Aufsplitterung der Pfarrechte zu. Im späten Mittelalter konnte der Rat der vier Reichsstädte die durch Immunitätsprivilegien kirchenrechtlich geschützte Sonderstellung des Klerus zunehmend abbauen und in Teilbereichen sogar vollständig beseitigen. Mittel zu diesem Ziel waren der Einbruch in das kirchliche Ämterrecht durch privatrechtliche Pfründenstiftungen, die Aufsicht über die Vermögensverhältnisse der Geistlichkeit und die Beseitigung der Steuerfreiheit des Klerus. Ein besonderes Ärgernis für die Städte war die Handelstätigkeit kirchlicher Einrichtungen, die den städtischen Wirtschaftsinteressen Schaden zufügte. Am Beispiel der westpreußischen Stadt Thorn wird deutlich, daß noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts die im

dortigen Stadtbezirk liegenden Klöster dem nichtzünftigen Gewerbe Vorschub leisteten, was sich auf Handel und Wandel nachteilig auswirkte. Wie der Vf. an mehreren Beispielen veranschaulicht, waren die wichtigsten Gründe für die Beseitigung der kirchlichen Exemption in den hier behandelten Reichsstädten die praktischen Erfordernisse der kommunalen Rechts- und Wirtschaftsorganisation, die – bedingt durch die starke Integrationstendenz des mittelalterlichen Stadtverbandes – im 15. Jahrhundert immer mehr zur Geltung kamen und sich darin ausdrückten, daß der Rat als weltliche Stadtobrigkeit die Leitungsgewalt über sämtliche Bereiche des öffentlichen Lebens beanspruchte. Er empfand die geistlichen Sonderrechte vor allem im Bereich der Wirtschaft und Jurisdiktion als Pfahl im Fleische, der ein Hemmnis für den ökonomischen Aufschwung der Stadt darstellte. Besonders der im Spätmittelalter geradezu beängstigend ansteigende Besitz der Geistlichkeit war eine ständige Herausforderung für das Stadtr Regiment, das durch Amortisationsgesetz dieser Situation Herr zu werden suchte. Ein wichtiges Ergebnis der fortschreitenden Integration in den wetterauischen Reichsstädten war die Stärkung des weltlichen Gerichts gegenüber der geistlichen Jurisdiktion, die dazu führte, daß insbesondere bei Eigentumssachen auch Kleriker vor dem städtischen Forum auftraten. Auch in bau- und polizeirechtlichen Fragen konnte der Rat wachsenden Einfluß auf den Klerus gewinnen. Der Vf. zieht aus seinen Betrachtungen das Fazit, daß die wetterauischen Reichsstädte am Ausgang des Mittelalters in weitem Umfang rechtliche Herren ihrer kirchlichen Angelegenheiten geworden waren. Dabei war die unterschiedliche Form der dortigen Ratsverfassungen ohne Bedeutung. Die von aristokratischen Einflüssen beherrschte Frankfurter Stadtobrigkeit löste die anstehenden Probleme mit dem gleichen Erfolg wie der weitgehend von den Zünften regierte Rat in Gelnhausen oder der von der Reichsburg abhängige Magistrat in Friedberg. Auf Grund der günstigen Position der weltlichen Stadtherrschaft gegenüber dem Klerus gab es für diese keinen Anlaß, die Einführung der Reformation in ihrem Territorium forciert zu betreiben, zumal man diese in Verbindung mit sozialen Unruhen im Stadtgefüge brachte. Hierfür ist die dilatorische Reformationspolitik des Frankfurter Rates ein gutes Beispiel. Bei der schließlichen Durchsetzung der Reformation in den wetterauischen Reichsstädten zeigte sich, daß dank der Integrationsmaßnahmen der weltlichen Obrigkeit im organisatorischen Bereich der kirchlichen Institutionen ein nahezu bruchloser Übergang zur neuen Kirchenverfassung ermöglicht wurde.

Die vorliegende Untersuchung, die ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis aufweist, stellt einen wesentlichen Beitrag zur deutschen Stadtgeschichtsforschung im späten Mittelalter dar. Hier wird deutlich, daß die Reformation durch die wachsende Einflußnahme des Rats in den wetterauischen Reichsstädten auf die geistlichen Institutionen im Spätmittelalter schon vorbereitet wurde. Sie konnte sich daher im 16. Jahrhundert mit geringeren Schwierigkeiten vollziehen, als es in vielen fürstlichen Territorien der Fall war. Leider wird die Benutzung des verdienstvollen Werkes durch das Fehlen eines Orts- und Personenregisters erschwert.

Stefan Hartmann

Großmann, Georg-Ulrich: Detmold. Führer durch Stadt, Schloß und Umgebung. 1981, Marburg/Lahn. 134 S., zahlr. Abb., Zeichnungen, Stadtplan.

Limburg an der Lahn. Führer durch die Stadt und ihre Geschichte. 1981². Neubearb. Aufl. 108 S., zahlr. Abb., Stadtplan.

Marburg an der Lahn. Führer durch die Stadt und ihre Geschichte. 1982³. Verb. Aufl. 128 S., zahlr. Abb., Stadtplan.

Ein junger Kunsthistoriker legt mit diesen drei Bändchen, die im Aufbau ähnlich sind, ein gelungenes Stadtführerkonzept vor.

Bei Detmold sind Horn, Bad Meinberg, das Hermannsdenkmal, Heiligenkirchen und die Externsteine ergänzend hinzugefügt, ohne Frage ein richtiger Griff. Grundsätzlich geht Vf. von der Ortsgeschichte aus und beschreibt dann die einzelnen Sehenswürdigkeiten, dazu das Lippische Landesmuseum und das Westfälische Freilichtmuseum. Im Vordergrund stehen die monumentalen Zeugen der Vergangenheit, so das Schloß und die Kirchen, und nicht weniger interessant sind die Hinweise auf die vielen alten Bürgerhäuser, die straßenweise vorgestellt werden. Dankbar sein muß man für das, was unter dem Stichwort „Hinweise“ angehängt ist. Daß in Detmold ein Staatsarchiv und die Lippische Landesbibliothek beheimatet sind, wird dem Besucher vielleicht im voraus bekannt sein, aber von der Adlerwarte Berlebeck und dem Vogelpark Heiligenkirchen-Schling hört mancher sicher hier zum ersten Male – und das nicht zu seinem Nachteil.

Die Geschichte von Limburg rankt sich natürlich um die Geschichte des Domes, dem fast die Hälfte des Stadtführers gewidmet ist. Das Schloß und die Kirchen der Altstadt stehen sozusagen im Schatten des Domes. Wer beharrlich sucht, findet dann das ehemalige Burgmannhaus Römer 1, eines der ältesten Fachwerkhäuser Deutschlands, dem man als ebenbürtig nur wenige Häuser (so in Gelnhausen) zur Seite stellen kann. Die Kirche St. Lubentius in Dietkirchen bildet einen gelungenen Abschluß des Bändchens.

Marburg schließlich ist im Vergleich zu Detmold und Limburg schon oft stadtgeschichtlich mehr oder weniger umfangreich von einer Reihe von Sachkennern beschrieben worden, wie die wenigen Literaturhinweise darlegen (S. 121). Das gilt für Schloß, Universität, St. Elisabeth und die Fülle der schönen alten Bürgerhäuser, die (S. 88 f.) in knappen Strichen skizziert werden.

Es ist nicht gravierend, wenn Vf. bei Limburg eingangs darauf hinweist, daß „bereits vor 50000 Jahren, in der Altsteinzeit“, im Limburger Becken Menschen gelebt hätten, wie auch die Lebensweise der Steinzeitmenschen dem heutigen Besucher Limburgs gleichgültig ist. Davon mögen Museen erzählen. Wesentlich ist wohl, daß hier auf engem Raum das Fundamentale der Stadtgeschichte oder zur Geschichte der Umgebung zusammengetragen wurde, und daß der Besucher in knapper, überzeugender Form sich in der Vergangenheit von Detmold, Limburg und Marburg orientieren kann. Stadtführer wie die hier angezeigten wollen ohne betonte Wissenschaftlichkeit geschichtlich und kunstgeschichtlich Wichtiges aussagen. Wer einen historisch interessanten Ort aufsucht, fragt in der Regel nach einem brauchbaren Stadtführer, um oft nur für wenige Stunden ein möglichst umfassendes Bild zu gewinnen. Diese Forderung wird hier voll erfüllt.

Hervorzuheben sind die vorzüglichen Fotos, zum großen Teil eine saubere Leistung des Verfassers.

Hervorzuheben sind ferner die Indices wie überhaupt alle beigegebenen Orientierungshilfen.

Nützlich sind weiterhin die Vorschläge für Rundwanderungen, die aber künftig mit Zeitangaben ausgestattet sein könnten.

Insgesamt: eine recht gute Leistung, an der Vf. und der verantwortliche Verlag Trautvetter und Fischer Nachf., Marburg/Lahn und Witzenhausen, beteiligt sind.

Vorteilhaft fällt übrigens auf, daß auf die heute übliche Selbstdarstellung der modernen städtischen Monumentalbauten usw. verzichtet wurde. *Kurt Günther*

Eisenbach, Ulrich: Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Niederselterser Brunnenbetriebs bis zum Ende des Herzogtums Nassau. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau XXXIII). Selbstverlag der Hist. Komm. f. Nassau. Wiesbaden 1982. 221 S., 10 Abb. im Text, 6 Tafeln im Anhang.

Diese Magisterarbeit wurde von der Phil. Prom. Kommission der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt/Main im WS 1981/82 angenommen. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß alle erreichbaren Quellen des Hess. Hauptstaatsarchivs Wiesbaden ausgenutzt worden sind (S. 203–210), dazu die einschlägige Literatur.

Vf. schildert kurz im Anfang das Schicksal der Niederselterser Quelle bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts. Der Verpachtung des Brunnens (ab 1681) folgen dann die kurtrierische und die nassauische Verwaltung, die 1866 endete. Über den Abschnitt „Vertrieb und Absatz“ (S. 80–93) wendet sich Vf. seinem eigentlichen Anliegen zu: Beim „Brunnenpersonal“ (S. 118 f.) geht er im einzelnen auf die sozialen Verhältnisse ein, untersucht die Lebens- und Arbeitsbedingungen wie die Löhne und kommt u. a. zur Feststellung, daß die Unterschiede zwischen Beamten, Arbeitern und Tagelöhnern im Niederselterser Brunnenbetrieb hinsichtlich der Bezahlung und der sozialen Leistungen beträchtlich gewesen seien. Die Brunnenbeamten genossen praktisch Kündigungsschutz, besaßen einen Urlaubs- und Rentenanspruch und waren durch eine Hinterbliebenenversorgung abgesichert, so daß „ein Abrutschen ins wirtschaftliche Elend“ verhindert wurde. Die Brunnenarbeiter, nach dem Akkordsystem entlohnt, konnten gerade noch ihre dringendsten Lebensbedürfnisse sichern, und als einzige soziale Maßnahme wurde ihnen eine eingeschränkte ärztliche Fürsorge gewährt. Die Aushilfskräfte wurden nach Tagelohnsätzen abgefunden und unterlagen keiner sozialen Fürsorge. In umsatzstarken Jahren konnten sich die Vergütungen für Brunnenarbeiter stark erhöhen und die der Beamtenkategorie überflügeln. Schließlich untersucht Vf. die wirtschaftlichen, soziologischen und rechtlichen Auswirkungen des Brunnenbetriebs auf die Gemeinde Niedersel-

ters. Ohne Zweifel förderte der Brunnenbetrieb die Schaffung von neuen Arbeitsplätzen, die Fuhrleute übernahmen vorteilhaft den Transport. Ihre Zahl verdoppelte sich schnell. Die Umsätze stiegen ebenso wie die von Gastronomie und Handwerk.

Insgesamt erhalten wir aus alledem einen vorzüglichen Einblick in die Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Niederselters, wobei man jedoch bemerken darf, daß vieles unter dem Blickwinkel einer modernen Wirtschaft gesehen wird. Die Kaufkraft des Geldes ist im einzelnen schwer abzuschätzen. Es gab kein zentrales Wirtschaftssystem, sondern zahlreiche regionale und lokale. Wenn auch die Entlohnung uns im Einzelfall niedrig erscheinen mag, die Existenzgrundlage war durch den zusätzlichen Ertrag aus geringer Ackerwirtschaft und bescheidener Viehhaltung gesichert. Insgesamt hat der Ort Niederselters fortschreitend durch den Brunnenbetrieb gewonnen, und die Wohlhabenheit wird deutlich an der Tatsache, daß aus einem Dorf schon im 18. Jahrhundert eine Brunnengemeinde mit großen Häusern, breiten Straßen und Alleen geworden ist *gleich einer Stadt geziert* (S. 202). Die zahlreichen Statistiken gehörten, wie hier kritisch zu bemerken ist, in einen Anhang am Schluß des Bandes, und eine straffe Zusammenfassung aller Ergebnisse am Ende hätte man sich auch gewünscht. Das trübt nicht den Gesamtertrag der Arbeit, die im besten Wortsinn eine Lücke ausfüllt. *Kurt Günther*

Kaiser, Erich: „Geschichte der Stadt Homberg 1648–1920“, hrsg. vom Magistrat der Stadt Homberg (Efze) in Verbindung mit dem Zweigverein Homberg des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Homberg (Efze), 1982, 280 S., 50 Abb., 63,— DM.

Erich Kaiser hat die Herausgabe seines Werkes nicht mehr erlebt. Er starb – zu früh – im Oktober 1978. Zahlreiche Schriften und Veröffentlichungen über seine Heimatstadt sind in den Jahrzehnten seiner schriftstellerischen Tätigkeit entstanden. Sehr bekannt ist eines seiner frühen Bücher: „Ein Städtchen singt sein altes Lied“. In ihm spricht nicht nur der Historiker, sondern auch der Erzähler historischer Begebenheiten.

Der Verfasser beginnt die Stadtgeschichte mit dem wichtigsten Ereignis in der Geschichte des Gemeinwesens, der Zerstörung der Stadt und ihrem Wiederaufbau nach dem 30jährigen Kriege. Kein anderer Zeitabschnitt ist für die Stadt Homberg so verhängnisvoll und so folgenschwer gewesen. „Die Stadt baut auf.“ 2645 Bürger lebten in der Stadt, als der 30jährige Krieg 1618 ausbrach. 800 Bürger mögen es 1640 gewesen sein und etwa 900 zum Ausgang des Krieges, die in 190 Häusern noch zu leben versuchten. Trostlos war der Zustand der Kirche, des Rathauses, der Schule. Der Verfasser zeigt an Beispielen, wie der Rat und die Bürgerschaft die Wiederaufbaumaßnahmen ins Werk setzten. Mit landgräflicher Genehmigung wurden zwei Bürger zum Sammeln von Geldspenden in Gegenden gesandt, die von Kriegsschäden verschont geblieben waren. Für die Rettung der Stadtkirche war Eile dringend geboten. Das Bauholz für Kirhdach und Turm wurde im Stadtwald geschlagen und aus dem Niederbeisheimer Forst herangeschafft. Aus dem Schmalkaldischen wurde ebenfalls Holz geholt. Bei einem Überblick über die Schäden, die der 40jährige Krieg in der Stadt verursachte, stellt Erich Kaiser fest, daß die Stadtteile hinter dem Westheimer Tor („die zweite Geburde“) und der Freiheit („die vierte Geburde“) die schwersten Zerstörungen erlitten hatten.

In dem Abschnitt „Schicksalhafte Jahre – Der Siebenjährige Krieg“ erfahren wir, daß in diesem Zeitabschnitt besonders die zahlreichen Truppendurchzüge und Einquartierungen, die Eintreibung von Kontributionen und die Verpflegung der Truppen das Leben in der Stadt bestimmten und den Bürgern alltägliche Not, Angst und Belastungen bereiteten, sowie die Musterungen durch Freund und Feind. Kriegshandlungen überzogen noch im letzten Kriegsjahr – 1648 – Stadt und Land. Dafür ist der Bericht des Pfarrers Sengelau in Waßmuthshausen, den er im Kirchenbuch über das Gefecht im Rinnetal niederschrieb, sehr aufschlußreich. Auch über Fragen, die jeder Krieg im Lande mit sich bringt, wie „Lazarette“, „Fruchtmagazine“, „Fouragelieferungen“, „Handdienste der Bevölkerung“ gibt das Kapitel über den „Siebenjährigen Krieg“ Auskunft.

Die Notzeiten nahmen für die Bürger Hombergs in dem beginnenden 19. Jahrhundert kein Ende. Unter französischem Regiment 1806–1813 wurden der Stadt folgenschwere Ereignisse beschert. Über den Dörnbergschen Aufstand berichtet der Verfasser aus der sicheren Kenntnis vieler Einzelheiten, ebenso auch über den „Rußlandfeldzug 1812“.

Die Unruhe im Volk im Verlaufe der Verfassungskämpfe zwischen 1830 und 1850 erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1848, in dem auch in Homberg zusätzliche Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung getroffen werden mußten.

Einen umfangreichen Abschnitt widmet Erich Kaiser der Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse im 18. und 19. Jahrhundert und den sich daraus ergebenden sozialen Verhältnis-

sen. Sie forderten die Kritik der Zünfte heraus und geißelten das Wohlleben mancher Bürger. „Eine öffentliche Alters- und Krankenfürsorge bestand noch nicht.“ Durch die Auswanderung glaubten – wie überall in Hessen – auch Homberger (1852: 17 Personen), sich im Ausland (Amerika) bessere Lebensverhältnisse schaffen zu können.

Die „Milden Stiftungen“, „das Hospital zum Heiligen Geist“ oder das „Sondersiechenhaus St. Wendel“ trugen zur Linderung großer Notstände und zur Unterkunft und Sorge für alte Menschen bei. Die Aufarbeitung eines umfangreichen Bestandes von Aktenmaterial aus dem 18. und 19. Jahrhundert im Staatsarchiv Marburg gestattete Erich Kaiser eine umfassende Einsicht in fast alle Lebensbereiche der Stadt, vor allem in die wirtschaftlichen und kulturellen. Das Wirken der Zünfte, Frühformen von industriellen Betrieben werden behandelt. Bürgermeister und städtische Bedienstete, die städtische Verwaltung und städtischer Besitz mit dem ertragreichen Stadtwald sind aufschlußreiche Sachgebiete. Zu Schwerpunkten der Stadtgeschichte im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert gehören die Ausführungen über Bildung und Schulwesen. Nicht nur die Geschichte der alten Lateinschule und der Stadtschule, der (1832) begründeten Berufsschule, der sehr segensreichen Taubstummenanstalt, sondern auch die Geschichte des Lehrerseminars ist dargelegt. Es bestand von 1835 bis 1925 in Homberg und hat nahezu 3000 Lehrer für das Gebiet des ehemaligen Kurhessen und des Fürstentums Waldeck ausgebildet. In einem weiteren Abschnitt werden die Ärzte und das Sanitätswesen, die Homberger Apotheken und ihre Geschichte und schließlich die Ehrenbürger der Stadt gewürdigt.

Ein besonderes Kapitel widmet Erich Kaiser den Fachwerkbauten der Stadt, die in großer Zahl um den Marktplatz gruppiert sind und den Feuersturm des 30jährigen Krieges – zum Teil mit großen Schäden – überstanden haben.

Das Verzeichnis der Quellenangaben, das Register der Ortsnamen und Begriffe und das Personenregister wurden von Mitgliedern des Geschichtsvereins Homberg erarbeitet.

Ein Bildteil beschließt die Arbeit. Das erste Bild ist ein Foto des Verfassers Erich Kaiser.

Es ist eine stolze und umfassende Chronik der Stadt Homberg vom verheerenden 30jährigen Krieg an über beinahe drei Jahrhunderte, die dem Leser vor Augen geführt wird. Entstanden ist ein Werk, das von einer Jahrzehnte dauernden Arbeitsleistung des Verfassers zeugt. Erich Kaiser hat für seine Vaterstadt und ihre alten und jungen Bürger ein großes Werk geschaffen.

„Homberg – von den Anfängen bis 1648“ und „Geschichte der Stadt Homberg von 1646 bis 1920“ sind zwei Bände Stadtgeschichte, die damit für alle Geschichtsfreunde eine wesentliche Lücke in der wechselvollen Geschichte der Kreisstadt Homberg (Efze) schließen.

Oskar Breiding

650 Jahre Schweinsberg. Gedruckt im Auftrag des Festausschusses mit finanzieller Unterstützung des Magistrats der Stadt Stadtallendorf, der Kreissparkasse Marburg und der Familie Freiherr Schenck zu Schweinsberg. Verlag Trautvetter & Fischer: Marburg 1982. 202 S., kasch. m. farbigem Einband und zahlr. Abb.

Die Festschrift der Stadt Schweinsberg anlässlich des 650. Stadtjubiläums umfaßt 16 Beiträge zur Stadtgeschichte. Fünfmal ist Wilhelm A. Eckhardt als Vf. genannt (Schweinsberg 650 Jahre Stadt S. 5f. – Zur Geschichte von Burg und Stadt Schweinsberg S. 15f. – Schencksche Häuser und Höfe in Schweinsberg S. 21f. – Die Schweinsberger Pfarrer seit der Reformation S. 59f. – und Johann Georg Estor S. 95f.). Irmgard Stamm steuert zwei Abschnitte bei: Die Bürgermeister der Stadt Schweinsberg 1643–1971 S. 34 und die Familie Estor und ihre Höfe S. 101f.). Alfred Höck berichtet über die Juden in Schweinsberg (S. 88f.), über die Schweinsberger Frauentracht (S. 153f.) und über J. G. Estors Wörtersammlung (S. 101f.). Helmut Klingelhöfer stellt die Schweinsberger Lehrer (ab 1591) vor (S. 72f.). Horst A. R. Hankammer befaßt sich mit der Entwicklung des Stadtbildes (S. 164f.), und Kraft-Hubertus Frhr. Schenck zu Schweinsberg teilt mit, wie das Naturschutzgebiet Schweinsberger Moor als 100. Naturschutzgebiet Hessens vor wenigen Jahren entstanden ist. Endlich ist das moderne Schweinsberg mit einer kurzen Darstellung der Vereine vertreten.

Im kaiserlichen Privileg von 1332 für Ruprecht Schenck zu Schweinsberg wird gesagt, daß die Stadt nach dem Recht der Reichsstadt Frankfurt gegründet werden solle. Es wird ein Wochenmarkt für jeden Mittwoch zugestanden, und endlich dürfen die Schencken vier Juden ein Ansiedlungsrecht gewähren. Der Platz hat sich über den Gründungsstand auch im Laufe der Jahrhunderte nicht nennenswert entwickeln können, sondern das patriarchalische Verhältnis zur Familie Schenck von Schweinsberg ist für das Zusammenleben von Burg und Stadt maßgeblich geblieben. Der wohl bekannteste Sohn der Stadt Schweinsberg ist Johann Georg Estor (1699–1773) gewesen, Historiker und Jurist, 1727 Professor in Gießen, 1735 in Jena und von 1742

bis zum Tode in Marburg. Johannes H e s t e r, Schenckscher Bauschreiber und Notar, 1573 von Kirtorf nach Schweinsberg gekommen, ist der Stammvater der Familie, die Irmgard Stamm bis zur Gegenwart aufgearbeitet hat.

Rez. vermißt einen (sonst üblichen!) verantwortlichen Herausgeber der Festschrift, von dem man zumindest Sach- und Namensregister erwartet hätte. Ein Namensregister wäre schon wegen der genealogischen Daten wünschenswert gewesen. Bei den Bildern aus der Vereinsgeschichte sollte man bei so einmaligen Gelegenheiten die Namen der Vereinsmitglieder (im Kleindruck) begeben. Das dürfte für ein Echo in der Stadtbevölkerung, bei den Verwandten, in der näheren Umgebung von großer Bedeutung sein.

Ungeachtet dieser Einwände: „650 Jahre Stadt Schweinsberg“ ist in dieser Konzeption ein hübsches Geschenk für alle Bürger und alle, die sich dem kleinen hessischen Städtchen verbunden fühlen.

Kurt Günther

Wittekindt, Heiner: 650 Jahre Hospital – 15 Jahre Stiftung Altersheim Wolfhagen. Verfaßt und hrsg. im Auftrage der Stiftung Altersheim Wolfhagen. Ohne Jahr, broch., 80 S.

Das fünfzehnjährige Bestehen der Stiftung Altersheim Wolfhagen war für Pfarrer Heiner Wittekindt Anlaß, dem Schicksal des Hospitals seit seiner ersten Erwähnung im Jahre 1332 nachzugehen. Er hat sich hierbei nicht nur der einschlägigen Literatur für Wolfhagen bedient, sondern Archivalien des Staatsarchivs Marburg in angemessenem Umfange herangezogen (S. 76, 77). Deshalb bildet das bescheidene Heft eine wertvolle Ergänzung zur Geschichte der Stadt Wolfhagen, und es zeugt von echtem historischen Sinn, wenn bei der Grundsteinlegung des neuen Altersheims am 7. 10. 1964 ausdrücklich auf die Tradition des früheren Hospitals Bezug genommen wird. Hospitäler haben in unseren kleinen und kleinsten Städten aus gutem Grund schon im frühen Mittelalter oder aber unmittelbar nach der Stadtgründung bestanden, und deshalb könnte die Schrift anregen, daß andere hessische Städte sich ihrer Hospitäler, die ja Häuser der christlichen Nächstenliebe gewesen sind, erinnern sollten, wie es z. B. in Homberg a. d. Efze geschehen ist. Dem Vf. und der Kreissparkasse Wolfhagen wie der Raiffeisenkasse Wolfhagen, die den Druck ermöglichten, ist für uneigennütziges Tun sehr herzlich zu danken.

Kurt Günther

Klötzer, Wolfgang (Hrsg.): Die Frankfurter Altstadt. Eine Erinnerung. Hrsg. im Auftrag des Frankfurter Vereins für Geschichte und Landeskunde und der Freunde Frankfurts. Verlag Waldemar Kramer: Frankfurt/Main 1983, 468 S.

Der vorliegende, dem Frankfurter Altstadtvater Fried Lübbecke zum 100. Geburtstag gewidmete Band enthält 90 zeitgenössische, zum Teil gekürzte Originaltexte aus den Jahren 1747 bis 1968, die verdeutlichen, „was die Altstadt war, wurde und gewesen ist“. Alle Beiträge sind mit Textabbildungen nach Zeichnungen von Richard Enders (1894–1973) versehen, die zum geringeren Teil als Originale im Frankfurter Historischen Museum, im weitaus überwiegenden Maße aber nur in Form von Pressebildern vorliegen. Die in chronologischer Reihenfolge angeordneten Artikel beginnen mit dem Beitrag von Johann Bernhard Müller „Über die Frankfurter Altstadt“ (1747). Der Verfasser, der Advokat in Frankfurt und Löwenstein-Wertheimscher Hofrat war, schildert hier anschaulich den Zustand der Frankfurter Altstadt zwei Jahre vor der Geburt Goethes. Für den damaligen Besucher waren die engen, lichtlosen Gassen sicherlich keine Augenweide. Nach Meinung Müllers war die Baukunst *eben nicht dasjenige, was Fremde hier an unsern Häusern bewundern*. Ein ähnlich düsteres Bild zeichnet auch der Chronist Philipp Wilhelm Gercken im Jahre 1788 von der Frankfurter Altstadt. In seiner historisch-statistischen Beschreibung findet sich das Zitat: *Die alte Stadt ist dunkel, winklicht und schlecht*. Der Artikel Carl Theodor Reiffensteins von 1830 zeigt, daß sich das Gesicht der Frankfurter Altstadt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum verändert hatte. Von besonderem Reiz ist hier die Schilderung der Vorweihnachtszeit und des Christmarktes. Von literarhistorischem Interesse ist der aus dem Jahre 1838 stammende Bericht des französischen Dichters Victor Hugo über seinen Besuch in Frankfurt. Erwähnenswert sind außerdem die Bemerkungen von August Marx über das Metzgerhaus Langeschirn 8 (um 1850), die Jugenderinnerungen des Lehrers Heinrich Putzo aus Alt-Frankfurt (1870–1890) und die von vielen Frankfurter Bürgern unterzeichnete Eingabe an die Stadtverordnetenversammlung vom 16. April 1902 über die Anlage

neuer Verkehrswege durch die Altstadt. In letzterem Schriftstück wird deutlich, wie sehr sich die Altstadt um die Jahrhundertwende zu einem Verkehrshindernis entwickelt hatte. Die hier vertretenen Standpunkte weisen schon in die Richtung einer modernen Altstadtsanierung, die in den folgenden Jahrzehnten immer wieder die Gemüter in Frankfurt beschäftigen sollte. Aufschlußreich für den heutigen Leser ist der Hinweis auf die großen Straßenanlagen um die Stadt, *wo für alle Zeit für Licht und Luft gesorgt ist*. Den Frankfurter Nachrichten vom 5. bis 8. September 1906 ist ein Bericht über Massenausschreitungen in der Altstadt entnommen. Er verdeutlicht, daß Pressemitteilungen unserer Tage über Unruhen in den Städten keineswegs etwas Neues darstellen, sondern schon vor 80 Jahren ihre Vorläufer hatten, wenngleich der Anlaß damals ein anderer war als heutzutage. Aus der Pressenotiz vom 13. Februar 1915 geht hervor, daß damals bereits mit der Renovierung altstädtischer Häuser am Römerberg begonnen wurde. Dieses Problems nahm sich in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg vor allem der „Altstadtvater“ Fried Lübbecke an, der in zahlreichen Schriften den langsamen Verfall der Frankfurter Altstadt beklagte und die Erhaltung und Pflege der dortigen Fachwerkhäuser forderte. Wie Lübbecke ausführte, mußte die Altstadt für die Frankfurter Bürger wieder attraktiv und ihr Wegzug an die städtische Peripherie gebremst werden. Für einen der Hauptschuldigen an der Misere der Altstadt hielt er den Frankfurter Oberbürgermeister Adickes, dessen *gewaltiger Duchbruch* das Problem keineswegs gelöst habe. Mit einer solchen amerikanischen Großzügigkeit sei in einer *uralten Stadt* wenig getan, *wenn nicht im einzelnen mit zäher Liebe gearbeitet werde*. Wie ein roter Faden zieht sich durch die Frankfurter Presse in den 20er und 30er Jahren die Frage, wie die Sanierung der Altstadt am besten mit dem Standpunkt der Denkmalschützer in Einklang gebracht werden könnte. Resignierend teilte der Frankfurter General-Anzeiger am 23. November 1926 mit, die Sanierung der Altstadt sei ein vorläufig unlösbares Problem. Auch ein 1934 veranstalteter Ideenwettbewerb um die Frankfurter Altstadt löste dieses für Frankfurt dringliche Anliegen nicht. Von besonderem Interesse ist der Altstadtgesundungsplan des Frankfurter Oberbürgermeisters Friedrich Krebs 1936, der zahlreiche Vorschläge zur Lösung der Sanierungsfrage enthält. Krebs forderte vor allem die Beseitigung der Elendswohnungen in der Altstadt und eine planmäßige Neuordnung des Altstadtwohnraums. Es sei nicht zu verantworten, daß beispielsweise vier Wohnungen nur eine gemeinsame Toilette hätten. Niemand konnte damals in Frankfurt voraussehen, daß acht Jahre später ein verheerender Luftangriff die Altstadt in Schutt und Asche legen und das so lange strittige Problem einer Altstadtsanierung auf tragische Weise lösen würde. Wie groß das Ausmaß der Schäden war, verdeutlichen die Berichte von Gustav Lech über den 18. März 1944 und Rudolf Schoeller über den Untergang der Altstadt am 22. März 1944.

Die Artikel des vorliegenden Bandes vermitteln ein vielfältiges, farbiges Bild von der Frankfurter Altstadt im Wandel der Zeiten und vom Alltagsleben ihrer Bewohner, das nicht nur für die älteren Bürger, sondern vor allem für die jüngeren, die die Altstadt nicht mehr aus eigener Anschauung kennen, aufschlußreich ist.

Stefan Hartmann

„Bad Sooden-Allendorf. Führer durch die Stadt und ihre Geschichte“, von Martin Otto Johannes. 5. Auflage von Wilhelm A. Eckhardt und Wilhelm Meder, Marburg a. d. Lahn, Verlag Trautvetter & Fischer Nachf. 1983.

Die Namen der Bearbeiter versprechen bereits geschichtlichen Sachverstand und selbst-erlebte Ortskenntnis. Das Büchlein schildert auf 90 Seiten mit zahlreichen schwarz-weißen Abbildungen Geschichte und Gegenwart des Kurortes Bad Sooden-Allendorf und seiner näheren Umgebung. Das aus der Sole gewonnene Salz hat die Geschichte und das Gesicht der Stadt geprägt. Die Vermarktung des Salzes brachte Weltoffenheit und Wohlstand. Man weiß kaum zu sagen, ob der Stadtteil Sooden mit seinen Kur- und Erholungseinrichtungen oder die alte Stadt Allendorf mit ihrem noch so eindrucksvoll geschlossenen von Fachwerkbauten geprägten Bild innerhalb des alten Mauerringes mehr den Bürgerstolz von einst und heute ausdrücken. Die Autoren schildern in gekonnter knapper Weise, was den Besucher zu interessieren vermag. Neben dem Gang durch die Stadt mit vielen historischen Hinweisen zeigen die zahlreich geschilderten Rundwege und Wanderungen, daß die Stadt eingebettet ist in eine vielgestaltige anmutige Landschaft und eine historisch überlieferte und leider noch sich fortsetzende Grenzlandsituation. Ein ausführlicher Index erleichtert die Handhabung. Hinweise auf das Schrifttum zur Geschichte der Werralandschaft und zur Geschichte von Bad Sooden-Allendorf regen Wißbegierige zur Vertiefung an. Für künftige Auflagen wären die Farbigkeit der Bilder und eine dauerhafte Heftung als Wünsche anzumelden.

Theodor Leyhe

Bad Homburg vor der Höhe 782–1982. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Literatur. Vortragsreihe zur 1200-Jahrfeier. Hrsg. vom Magistrat der Stadt Bad Homburg v. d. Höhe, Bad Homburg v. d. Höhe 1983, 332 S., zahlreiche Abb.

Im vorliegenden Band sind acht Beiträge vereinigt, die anlässlich der 1200-Jahrfeier Homburgs v. d. Höhe 1982 gehalten worden sind. Am Anfang steht der Beitrag von Kurt Böhner, früher Generaldirektor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz, über den Beginn des Mittelalters im Land zwischen Taunus und Main. Der Referent beschäftigt sich hier mit der weitgehend in Dunkel gehüllten Epoche zwischen dem Zusammenbruch des Römischen Imperiums und der Errichtung des fränkischen Reiches. Er macht klar, wie wichtig gerade Grabungsfunde und sonstige archäologische Zeugnisse für die Erforschung der überlieferungsarmen Jahrhunderte im frühen Mittelalter sind. So sind beispielsweise viele Siedlungen des 5. und 7. Jahrhunderts nicht durch schriftliche Quellen, sondern durch die Reihengräberfelder belegt, die man bei ihnen gefunden hat. Im 3. Jahrhundert setzten die Germaneneinfälle in das Land zwischen Taunus und Main ein, das zuvor unter dem Schutz des Limes einen regen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt hatte. Die Auseinandersetzungen zwischen Römern und Germanen spiegeln sich in zahlreichen Münzfunden wider, von denen der Vf. die wichtigsten vorstellt. Ausführlich werden im folgenden die alemannischen Siedlungen im Main-Taunus-Gebiet und dessen Einbeziehung in das expandierende Frankenreich behandelt, wofür archäologische Funde die wichtigsten Zeugnisse darstellen. Sie verdeutlichen unter anderem, daß sich nicht nur die Bevölkerung dieses Raumes in fränkischer Zeit beträchtlich vermehrte, sondern auch die im 6./7. Jahrhundert neugegründeten Siedlungen bereits offenbar festgelegte Gemarkungsgrenzen besaßen.

Mit der Wetterau als Königslandschaft von der Karolingerzeit bis zum Ende der Stauferzeit befaßt sich Wolf-Arno Kropat. Wie wichtig die Wetterau als Grundlage für die Macht der deutschen Könige im Mittelalter war, erklärt sich aus dem Umstand, daß diese nicht einen Flächenstaat regierten, dessen Untertanen gleiche Rechte und Pflichten hatten, sondern daß sie vielmehr an der Spitze mächtiger Personenverbände standen, die von den Herzögen und anderen Großen des Reichs geführt wurden. Schon zur Zeit Karls des Großen entwickelten sich die Wetterau und das Rhein-Main-Gebiet zu Zentren der fränkischen Politik, wie die Reichssynode von Frankfurt im Jahre 794 zeigt. Wie konzentriert das Reichsgut im Raum um Frankfurt und in der südlichen Wetterau war, verdeutlicht eine Karte auf S. 87. Wenn auch die Wetterau in der Folgezeit in die Hände mächtiger Grafengeschlechter gelangte – genannt seien hier die Konradiner –, so blieb doch ihr Charakter als Königslandschaft gewahrt. Besonders unter den Stauern, die dieses Gebiet durch Burgen sicherten und die Wirtschaft und Stadtentwicklung förderten, kam das deutlich zum Ausdruck. Nachteilig für die Wetterau wirkte sich aus, daß es den Stauern und ihren Nachfolgern auf dem Kaiserthron nicht gelang, ein einheitliches Reichsterritorium zu schaffen. So blieb die Zersplitterung dieses Raumes bis zum Reichsdeputationshauptschluß 1803 erhalten.

Die Herren von Eppstein und Homburg behandelt Bertold Picard. Sie stammten nicht von der Taunusburg, sondern waren ursprünglich ein nach ihrer Wasserburg Hainhausen (Kreis Offenbach) benanntes edelfreies Geschlecht. Um 1185 wurden sie vom Erzstift Mainz mit der Burg Eppstein und dem zugehörigen Landgericht Mechtildshausen belehnt. Eine der frühesten wichtigen Erwerbungen der Eppsteiner war die Herrschaft Homburg. Aus der Besetzung des Mainzer Erzbischofsstuhls mit vier Vertretern der Familie Eppstein im 13. Jahrhundert erklärt sich der erhebliche Machtzuwachs des Geschlechtes in jener Zeit, der auch im Erwerb der Wetterauer Landvogtei zu Beginn des 14. Jahrhunderts sichtbar wurde. Es gelang den Eppsteinern jedoch nicht, die erworbene Machtstellung zu erhalten oder auszubauen. Politische Zwänge sowie finanzielle und familiäre Schwierigkeiten, die 1433 zur Teilung der Herrschaft führten, leiteten den Niedergang des Hauses ein, das 1535 ausstarb. Der Hauptteil des Eppsteiner Erbes gelangte im folgenden an Mainz.

Notker Hammerstein schildert die Fürstenerziehung der frühen Neuzeit am Beispiel Hessen-Homburg. Bereits der Humanist Erasmus von Rotterdam hatte 1515 eine Erziehungsschrift für Fürsten, die *Institution Principis Christiani*, verfaßt, die dem jugendlichen Kaiser Karl V. und seinem Bruder Ferdinand gewidmet war. Im Mittelpunkt steht hier das Ideal eines christlichen Fürsten, der sich für seine Untertanen verantwortlich fühlen muß. Wie nachhaltig die Wirkung der von Erasmus geforderten Verantwortung des Fürsten vor Gott auf die Prinzen-erziehung war, zeigt sich nirgends so deutlich wie im Testament und in den Ermahnungen des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. an seinen Sohn, den späteren König Friedrich II. Ein wichtiges Zeugnis frühneuzeitlicher Fürstenerziehung ist auch der 1699 von Fénelon verfaßte „*Télémaque*“, der für die Enkel Ludwigs XIV. bestimmt war. Hierauf hätte H. hinweisen

müssen. In welchem Maße die Prinzipien des Erasmus auf die Fürstenerziehung in Hessen-Homburg Anwendung fanden, zeigt sich am Beispiel des Landgrafen Friedrich I. zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Auch „Cavaliers-Reisen“ in das Ausland wurden nun zum festen Bestandteil der Vorbereitung der Hessen-Homburgischen Prinzen auf ihr künftiges Regentenamt. Bei der Erziehung des Sohns des durch Kleists Drama bekannt gewordenen „Prinzen von Homburg“ Friedrich Jacob kamen späthumanistische Vorstellungen zur Geltung, die vom sogenannten niederländischen Neostoizismus beeinflußt waren.

Über den Homburger Landgrafenhof referiert Stephan Skalweit. Er führt hier aus, daß die 1622 aus einer Erbteilung entstandene Landgrafschaft Hessen-Homburg nicht die volle Landeshoheit besaß, weil sich die Darmstädter Linie wesentliche Gerechtsame landesfürstlicher Obrigkeit, u. a. die Vertretung der Landgrafschaft von Kaiser und Reich, vorbehielt. Der Übertritt des „Prinzen von Homburg“, des späteren Landgrafen Friedrich II., zum Calvinismus begünstigte die Niederlassung zahlreicher Glaubensflüchtlinge in Hessen-Homburg und führte zur Anlehnung der Landgrafen an glaubensverwandte Herrscherhäuser. Wie die meisten deutschen Kleinfürstentümer jener Zeit wurde die Landgrafschaft Hessen-Homburg im 18. Jahrhundert im Geiste eines patriarchalischen Absolutismus regiert. Besonders eingehend beschäftigt sich S. mit dem 1766 zur Regierung gelangten Landgrafen Friedrich Ludwig, der mit Caroline von Hessen-Darmstadt, einer Tochter der „Großen Landgräfin“, vermählt war. Der an einer Sprachhemmung leidende Landgraf stand geistigen Belangen aufgeschlossen gegenüber und unterhielt enge Kontakte mit Lavater und Klopstock. 1803 verlor Hessen-Homburg seine staatliche Selbständigkeit und wurde dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt angegliedert. Bereits 1815 auf dem Wiener Kongreß wurde indes die Landgrafschaft Hessen-Homburg restituiert und erhielt sogar die volle landesherrliche Souveränität.

Die Waldensersiedlung Dornholzhausen betrachtet Birgitta Duvenbeck. Sie entstand zu Beginn des 18. Jahrhunderts unter dem Schutz des calvinistischen Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg. Die aus Savoyen vertriebenen Waldenser erhielten in Dornholzhausen das Recht der freien Religionsausübung und der Wahl des Pfarrers und Schultheißen. Besonders wichtig war das den Siedlern erteilte landgräfliche Privileg der persönlichen Freiheit. Sie sollten niemals Leibeigene werden dürfen. Nach Aussage der im Hauptstaatsarchiv Wiesbaden verwahrten Dornholzhäuser Quellen übten die Gemeindebewohner im 18. Jahrhundert nahezu ausschließlich handwerkliche Berufe aus. Am häufigsten sind Wollspinner und Strumpfwirker bezeugt. Die französische Sprache hielt sich in Dornholzhausen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Detlev Lüders behandelt in dem Beitrag „Hölderlins ‚Mass‘ – das Gefüge der Welt“ die Beziehungen des großen Dichters zu Hessen-Homburg. In Homburg verbrachte Hölderlin entscheidende Jahre seines Lebens.

Abschließend stellt Ludwig Baron Döry verborgene Schätze der Barockzeit in der Pfarrkirche Ober-Erlenbach vor. Von besonderem kunsthistorischen Interesse sind drei Altäre und die Stationsbilder aus dem Prämonstratenserinnenkloster Nieder-Ilbenstadt, die nach dessen Aufhebung 1803 in die Obererlenbacher Pfarrkirche überführt wurden.

Hervorzuheben ist, daß die meisten Beiträge dieses Bandes auf der Auswertung archivalischer Quellen beruhen. Sie vermitteln daher wichtige Erkenntnisse zur Geschichte Hessen-Homburgs im Wandel der Zeiten. Die Publikation erschließt ein von Hilde Miedel angefertigtes Personen-, Orts- und Sachregister.

Stefan Hartmann

750 Jahre Volkmarsen. Chronik einer Kleinstadt. Herausgeber: Festausschuß zur 750-Jahrfeier der Stadt Volkmarsen. Ohne Ort und Jahr (1983). 312 S.

Dominiert wird dieser Band durch die von Bürgermeister Wolf Vervoort zusammengestellte Chronik „Aus der Geschichte der Stadt Volkmarsen“. Auf ca. 270 Seiten wird hier in nicht weniger als siebenundneunzig betitelten Abschnitten Wichtiges und weniger Wichtiges zur Volkmarsener Geschichte ziemlich unterschiedslos aneinandergereiht und manches auch weggelassen. Nicht nur das völlig fehlende Inhaltsverzeichnis, mehr noch die fehlende Strukturierung und die mitunter etwas eigenwillige Wahl der Abschnittstitel erschweren dem Leser die Orientierung sehr. So ist, um ein Beispiel zu nennen, die hauptsächlich nach Amerika orientierte Auswanderungsbewegung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel „Die Innerortsstraßen“ behandelt (S. 141 ff.), während die einzige, etwas ausführlichere Bemerkung zur israelitischen Gemeinde Volkmarsen unter dem Titel „Ausbau der zentralen Wasserversorgung“ zu finden ist (S. 171 ff., hier S. 173 f.). Im Abschnitt „Die NS-Zeit“ ist zum Thema Juden lediglich vermerkt, daß „... bei Beratung des Haushaltsplanes 1933 ... von der

Stadtverordnetenversammlung die Ausgabe von 70 RM für die Kultuskosten der israelitischen Gemeinde gestrichen (wurde)" (S. 183). Sonst kein Wort. Statt dessen findet der Chronist z. B. berichtenswert, daß „in Anwesenheit des Kreisleiters Töfflinger die Ratsherren der Toten in Spanien, wo der Bürgerkrieg tobte, (gedachten)" (S. 185). Bei der manchmal bis zur Kleinigkeitskrämerei reichenden Detailliebe dieser Chronik ist die Sprachlosigkeit beim Thema Judenverfolgung in der NS-Zeit doch etwas verwunderlich. Daß in demselben Band ein Beitrag von H. Schiffner über „Die israelitische Gemeinde in Volkmarsen" abgedruckt ist, kann dafür nicht als Entschuldigung, nicht einmal als Erklärung dienen.

Positiv ist zu vermerken, daß die umfangreiche Materialmenge in den über 900 Anmerkungen ziemlich ausführlich nachgewiesen ist. Viele Dokumente sind abgebildet oder abgedruckt (z. B. die Vorbeschreibung des Volkmarsener Lager-, Stück- und Steuerbuches von 1820/21 auf den Seiten 110–133), von lateinischen Urkunden sind Übersetzungen beigelegt, die R. Coghe angefertigt hat.

Wohl zur Erklärung der Chronik sind im Anschluß daran eine Reihe von kleineren Beiträgen zu speziellen Themen der Volkmarsener Geschichte vorhanden: R. F. Coghe berichtet über „Die Anfänge Kölns in Volkmarsen und auf dem Cogelnberg" (S. 275), E. Hohmann über „Die Geschichte der Pfarrei und Pfarrkirche St. Marien" (S. 282), W. Gittermann über „Die Geschichte der evangelischen Gemeinde in Volkmarsen" (S. 288), H. Schiffner über „Die jüdische Gemeinde in Volkmarsen" (S. 293, dieser Beitrag ist in etwas überarbeiteter Fassung in der Publikation Burmeister/Dorhs: Fremde im eigenen Land. Hofgeismar: Verein f. hess. Gesch. u. Landeskunde 1985, S. 34–35 neu abgedruckt). Den Abschluß bilden kurze Beiträge zur Geschichte der Volkmarsener Ortsteile Ehringen, Herbsen, Hörle, Külte und Lütersheim sowie zwei Artikel über den Wald der Stadt und die Landwirtschaft. *Gerhard Sattler*

Sippel, Heinrich: Studien zur Schlitzer Geschichte, Heft 11 u. 12, 1983/84, und Schlitz im Spiegel der Geschichte, Heft 9 u. 10 (beide 1984)

- zu 1: Heft 11: Die Kirchenkritik des Schlitzer Pfarramtskandidaten Dr. Ferdinand Dieffenbach und ihre Folgen (1850)
Heft 12: Vom Burgflecken zur Ackerbürgerstadt
zu 2: Heft 9: Historischer Bilderbogen aus Schlitz
Heft 10: Das bürgerliche Brauwesen in Schlitz bis zum Ende des 30jährigen Krieges.
Alle Hefte im Selbstverlag des Verfassers

Die beiden neuen Hefte der Reihe „Studien zur Schlitzer Geschichte" aus der Feder des überaus rührigen Heinrich Sippel sind vom Inhalt her nicht miteinander zu vergleichen. Das erste, dem aufmüpfigen Pfarramtskandidaten Dr. Dieffenbach gewidmet, hält das Andenken an einen Mann fest, der im Gefolge der revolutionären Ereignisse des Jahres 1848 in Schlitz aus liberalem Geist heraus einen Bürgerverein gründete, Flugblätter verfaßte, die der Obrigkeit mißfielen, und schließlich als Konsequenz seines Verhaltens nach den USA auswanderte, um der drohenden Verhaftung zu entgehen. Hier starb er dann schon in jungen Jahren – ein Schicksal also, wie es manch anderen Zeitgenossen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch getroffen hat.

Wenn es sich trotzdem lohnt, Dieffenbach eine eigene kleine Studie zu widmen, so deswegen, weil er regionalgeschichtlich der wortgewandte Sprecher des liberal denkenden Bürgertums in der Standesherrschaft Schlitz und darüber hinaus im gesamten Vogelsberggebiet und in Lauterbach gewesen ist. Ihm gelang es, durch seine Schriften zum Sprachrohr vieler Mißvergnügter zu werden, die sich gegen überkommene Herrschaftsstrukturen wandten und eine Veränderung der politischen Zustände erhofften.

Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß Dieffenbach neben der kritischen Betrachtung hessen-darmstädtischer Politik schließlich auch seine Stimme gegen – wie er meinte – überholte kirchliche Dogmen richtete. Thron und Altar arbeiteten damals bekanntlich eng zusammen, was von der geschichtlichen Entwicklung der Landeskirchen her nicht verwundern kann. Wollte der Pfarramtskandidat auch nur die „Vernunft als oberste Richterin in Glaubenssachen" (S. 14) gelten lassen, so betraf seine Kritik doch allenfalls einige kirchliche Glaubenspunkte, nicht den christlichen Glauben schlechthin. Als spätes Kind der Aufklärung wandte sich der streitbare Mann gegen kirchlichen „Buchstabenglauben" und setzte sich für eine „Religion der Menschlichkeit" ein, die für ihn das wahre Christentum darstellte (S. 15).

Seine Vorgesetzten reagierten auf die öffentliche Kritik mit der Entfernung aus dem theologischen Vorbereitungsdienst und untersagten ihm, weiterhin seine private Lehranstalt in

Schlitz zu betreiben. Schließlich half nur schleunige Flucht, wollte er ein freier Mann bleiben. Gewiß war sein Charakter, wie Sippel sicher zutreffend feststellt, recht widersprüchlich, doch die Schlitzer standen hinter ihrem Dr. Dieffenbach. Letztlich scheiterte er, weil sich auch in Hessen-Darmstadt die reaktionären Kräfte seit 1850 voll durchgesetzt hatten.

Mit einem ganz anderen Thema beschäftigt sich das zweite Heft. Es zeichnet den Weg vom Burgflecken Schlitz zur Ackerbürgerstadt nach, wobei sich Sippel um den Nachweis bemüht, daß Schlitz erst zwischen 1418 und 1439 die Stadtrechte erhalten haben könne, früher angesetzte Datierungen also falsch sein müßten. Im übrigen ist das Bändchen geradezu ein Musterbeispiel für das Bemühen des Verfassers, einen verständlichen Stil zu schreiben. Für historisch ungebildete Leser werden heute ungebräuchliche Ausdrücke (z. B. Burgflecken, Ackerbürgerstadt, Ungeld usw.) knapp, aber ausreichend erklärt, und dort, wo es angebracht erscheint, wird zur Unterstützung des Verständnisses auch auf Belege aus hessischen Nachbarstädten (etwa bei der Entwicklung des Marktrechtes von Schlitz) und andere Quellen zurückgegriffen. Zusammen mit zahlreichen, gut ausgewählten Bildern entstand so ein Schriftchen, das in volkstümlicher Weise, aber immer gestützt auf die einschlägige Literatur und archivalische Unterlagen, ein recht anschauliches Bild der Stadtwerdung von Schlitz zeichnet.

Ebenfalls zwei neue Hefte sind für Sippels „Schlitz im Spiegel der Geschichte“ anzuzeigen. Heft 9 (Historischer Bilderbogen aus Schlitz) war ursprünglich als Silvester-Plauderei zur Jahreswende 1983/84 im „Schlitzer Boten“ veröffentlicht worden, kam jetzt jedoch auf wiederholte Bitten interessierter Schlitzer Bürger als eigenständiges Heft heraus.

Mit Heft 10 „Das bürgerliche Brauwesen in Schlitz bis zum Ende des 30jährigen Krieges“ liegt die erste Broschüre einer auf drei Hefte berechneten größeren Arbeit des Herausgebers vor, die sich mit der Schlitzer Biergeschichte befassen soll. Anlaß zur genaueren Aufarbeitung ist die in diesem Jahre stattfindende Feier zum 400jährigen Bestehen der Auerhahn-Brauerei in Schlitz. Der Verfasser hat das Material zu seiner Arbeit mit viel Liebe zusammengetragen. Neben den alten Ratsprotokollbüchern der Burgenstadt, die er reichlich benutzte, machte er sich sowohl mit Hilfe einschlägiger Fachliteratur als auch durch den Besuch mehrerer Brauereimuseen sachkundig. So gelang es Sippel, in seiner kleinen Schrift dem Leser nicht nur ein lebendiges Bild des frühen Brauereiwesens in Schlitz zu entwerfen, sondern von ganz Deutschland. Erst dann wendet er sich der Burgenstadt zu, soweit Urkunden und Akten das zulassen. Wie stets in dieser Reihe sorgt Bildmaterial dafür, daß die Anschauung nicht zu kurz kommt.

Übrigens: Wer eines der im Eigenverlag des Verfassers erschienenen kleinen Hefte erwerben will, wende sich an dessen Anschrift in 5024 Pulheim-Stommeln, Ingendorfer Höhe 20.

Waldemar Zillinger

Michler, Jürgen: Die Elisabethkirche zu Marburg in ihrer ursprünglichen Farbigkeit. – N. G. Elwert Verlag, Marburg 1984 (Bd. 19 der Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens), 396 S., 173 Abb., davon 8 farbig, Lw. 58,— DM.

Michlers Arbeit war zunächst als Beitrag für die Festschrift zur 700jährigen Wiederkehr der Weihe der Elisabethkirche gedacht*, weitete sich dann aber zu einer selbständigen, äußerst interessanten Publikation aus. Der Autor breitet sein Studienmaterial aus fünfjähriger Tätigkeit in der Marburger Denkmalpflege aus. Sein Arbeitsfeld ist die von der Kunstgeschichte bisher nicht oder nicht ausreichend beachtete Farbgestaltung der Kirche. Sie enthält nach seiner Auffassung ein bisher unausgeschöpftes Erkenntnisreservoir, das von der Forschung nicht ungenutzt bleiben sollte. Aus diesem Grunde entwickelt er methodische Möglichkeiten, um Hinweise und Erkenntnisse aus der Farbgestaltung für die Kunstgeschichte zu gewinnen.

Michler gliedert seine Ausführungen in fünf Teile. Teil II behandelt die Farbfassung des Innenraumes und lag bereits 1980 als Dokumentation der weitgehend verlorengegangenen originalen Farbgebung vor. Beigegeben sind dieser Darstellung die im Anhang I katalogmäßig erfaßten vergleichbaren übrigen Farbbefunde hessischer Kirchen.

In den Jahren 1980 und 1981 entstand unabhängig von Teil II ein III. Teil; er beschäftigt sich mit den Glasmalereien. Die drei weiteren Teile (I, IV, V) wurden eigens für die Publikation verfaßt. Auch für diese konnte Michler auf bereits früher gesammeltes Material zurückgreifen. Sie behandeln die Architektur, die Ausstattung und die Farbigkeit des Außenbaues der Kirche. Durch die unterschiedlichen Entstehungszeiten und das Nicht-aufeinander-bezogen-Sein bilden die Teile keine darstellerische Einheit. Dieser Sachverhalt wirkt sich aber durchaus nicht nachteilig aus, sondern trägt eher zur Verlebendigung der Arbeit bei.

Die Bedeutung der Farbigkeit von Kunstgegenständen für die Forschung wurde während der Nachkriegsjahre infolge zahlreicher Wiederaufbaumaßnahmen ins Blickfeld konservatorischer Arbeit gerückt, meist aber nur spartengetrennt gesehen. Michlers Leistung besteht darin, diese Sparten in einer Gesamtschau betrachtet und bewertet zu haben. Er interpretiert sie in ihrem Wechselspiel und stellt dabei auch die Frage nach ihrer Herkunft und nach ihrer Nachfolge in anderen Sakralbauten. Für die Sparte Architektur erschließt er dabei methodisch Neuland. Seine Ergebnisse sind einmal eine neue Abgrenzung der früheren und späteren Stiltendenzen sowie eine Definition der spezifischen Stiltendenzen der Hochgotik, zum anderen kann er die Stileigenarten der Elisabethkirche besser als bisher erkennbar machen, es werden durch seine Arbeit aber auch die Wirkungen dieser auf die Nachfolgebauten klarer faßbar. Weiter gewinnt Michler neben den kunstgeschichtlichen Erkenntnissen auch neue für die Geschichte des Deutschen Ordens.

Er betritt an vielen Stellen seiner Untersuchungen Neuland und wirft Fragen auf, die er nicht alle beantworten kann. Diesen Fragen aber sollte nachgegangen werden. So wünscht es sich der Verfasser. Er sieht darin ein Ziel seiner Arbeit. Die kunstgeschichtliche Forschung sollte die Aussagefähigkeit der alten Farbbefunde erkennen und das bisher unausgeschöpfte Material nutzen.

Sicher läßt sich über die Michlerschen Interpretationsergebnisse der Farbbefunde streiten. Gerade in diesem Sachverhalt liegt ein belebendes Element, das hoffentlich das Forschungsinteresse intensiviert. Für weiterführende Schritte zeigt er methodisch überzeugende Ansatzmöglichkeiten auf. Der Autor weiß, daß seine Arbeitsergebnisse von nur vorläufigem Wert sein können. Schneller Forschungsfortgang wird seine Erkenntnisse ausweiten oder verändern. In dieser Tatsache liegt durchaus kein Mangel der Arbeit, sondern Absicht.

Das Buch ist nicht für den interessierten Laien geschrieben. Der Verfasser wendet sich an den Fachmann, den Berufskollegen. Diesem breitet er seine Forschungsergebnisse aus und möchte ihn dazu animieren, ähnliche Wege bei der Arbeit einzuschlagen, um weitere Erkenntnisse zu gewinnen. Neben dem praktizierenden Denkmalpfleger ist aber auch jeder Kunsthistoriker Adressat der Arbeit. In seinem Bücherschrank sollte das solide und zuverlässige Buch nicht fehlen, nicht zuletzt deshalb, weil es über die allgemeinen kunstgeschichtlichen und methodischen Aussagen hinaus auch viele Details enthält, die über ein umfangreiches Personen- und Ortsverzeichnis gut zu erschließen sind. *Friedrich-Karl Baas*

* Elisabeth, der Deutsche Orden und ihre Kirche. Festschrift zur 700jährigen Wiederkehr der Weihe der Elisabethkirche Marburg, hg. von Udo Arnold u. Heinz Liebing (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 18), Marburg 1983.

Schwind, Fred (Hrsg.): Homberg an der Ohm. Eine oberhessische Stadt von den Anfängen bis zur Gegenwart. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1984. XIII, 356 S., 109 Abb., 2 Karten in Tasche. Leinen mit farbigem Schutzumschlag, 38,- DM.

Im Jahr 1065 wird Homberg an der Ohm zum ersten Mal urkundlich erwähnt, ab 1234 wird der Ort als Stadt bezeichnet. Dieses Datum ist Anlaß des Jubiläums, zu dem der vorliegende Band herausgegeben wurde. Fred Schwind - Direktor des Hessischen Landesamts für geschichtliche Landeskunde - legt hier einen Sammelband vor, in dem elf Beiträge den Bogen von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart spannen. Der Herausgeber berichtet im Vorwort, daß mit diesem Band zwei Ziele verfolgt werden: er soll den Bürgern Hombergs „... Aufklärung über die Vergangenheit ihrer Stadt und über die Lebensumstände ihrer Vorfahren...“ geben, andererseits will er einen Beitrag zur allgemeinen und vergleichenden Städtegeschichte liefern. Vorweg sei gesagt, daß der zweite Aspekt deutlich im Vordergrund steht, aus der Sicht des Rezensenten zum Vorteil des Buches. Durch die wissenschaftliche Form und den dichtgepackten Informationsinhalt sind die Beiträge sicher keine leichte Lektüre, die nebenbei gelesen werden kann. Für den ernsthaft an der Stadtgeschichte Hombergs Interessierten sind sie jedoch eine reichhaltige Fundgrube, deren Nutzung durch die umfangreichen Anmerkungsapparate der meisten (leider nicht aller) Beiträge sehr gefördert wird.

Die Beiträge lassen sich in zwei Gruppen unterteilen: in der ersten wird in fünf Beiträgen ein Abriß der Homberger Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart gegeben:

Fred Schwind:	Homberg a. d. Ohm im Mittelalter
Friedrich Battenberger:	Stadt und Amt Homberg a. d. O. in der frühen Neuzeit
Eva-Maria Dickhaut:	Homberg a. d. O. unter den Landgrafen von Hessen-Darmstadt (1604-1806)

Jörg Leuchner: Homberg a. d. O. unter den Großherzögen von Hessen (1806–1918)
Walter Seitz: Homberg a. d. O. seit dem ersten Weltkrieg

In der zweiten Gruppe werden spezielle Themen der Homberger Geschichte behandelt:

Lutz Fiedler: Zur vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung des Homberger Raumes
Niklot Klüßendorf: Zur Geschichte der mittelalterlichen Münzstätte in Homberg a. d. O.
Hans Ramge: Die Flurnamen der Gemarkung Homberg
Dieter Wolff: Mittelalterliche und frühneuzeitliche Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Homberg
Fritz Backhaus: Die Stadtgeschichte der Stadt Homberg
Fritz Backhaus: Die Wüstungen der Stadt Homberg

Schwind beginnt die Darstellung der Stadtgeschichte von der ersten schriftlichen Erwähnung an bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Battenberg beschreibt die Entwicklung im 16. Jahrhundert, Dickhaut, Leuschner und Seitz führen das Thema bis zur Gegenwart weiter. Fiedlers kurzer Beitrag hätte von der Systematik her an den Beginn der ersten Gruppe gehört. Bei dieser Arbeit vermißt man einen Anmerkungsapparat, dafür sind die vorgeschichtlichen Fundstellen zusammen mit den von Battenberg bearbeiteten mittelalterlichen Wüstungen auf einer der beiliegenden Karten (Maßstab 1:50000) verzeichnet. Vermutlich aus Übersichtlichkeitsgründen ist die Legende dieser Karte nur sehr grob differenziert, bei den vorgeschichtlichen Funden wird lediglich pauschal zwischen Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit und Grabhügeln unterschieden.

Die ausgezeichnete Arbeit über die Homberger Flurnamen von Hans Ramge – Professor am Fachbereich Germanistik der Universität Gießen – stellt nicht nur den Flurnamenbestand der Homberger Gemarkung zusammen, sondern gibt zugleich eine systematische Gliederung und Deutung dieser Namen. Zu diesem Beitrag wäre eine Karte sehr wünschenswert.

Die siedlungsgeschichtliche Entwicklung der Gemarkung der Stadt und ihrer Ortsteile wird in den beiden Beiträgen von Backhaus dargestellt. Den 14 noch existierenden Orten (ohne die Stadt selbst) stehen 21 von Backhaus aufgelistete Wüstungen gegenüber. Das Wüstungsverzeichnis müßte genauere topographische Angaben und Hinweise auf eventuelle archäologische Befunde bringen.

Der hier besprochene Band ist keine geschlossene Stadtgeschichte, dies will er auch nicht sein. Die Intention des Herausgebers, eine „erste Bestandsaufnahme“ vorzunehmen, die „als Ausgangspunkt und Anregung für die weitere Erforschung der Homberger Geschichte aufgenommen“ (S. XII) werden soll, ist jedoch sicher mehr als erfüllt. Dieser Band bietet eine hervorragende Grundlage für die weitere Homberger Geschichtsschreibung, für viele andere hessische Städte ist das leider noch ein Desiderat. *Gerhard Sattler*

Mogge, Winfried: Die Burg Ludwigstein an der Werra (= Schnells Kleiner Kunstführer Nr. 1496). Verlag Schnell & Steiner, München und Zürich 1984, 16 S., 15 Abb., davon 2 auf den Umschlagseiten farbig, geh. 3,- DM.

Mit Dankbarkeit werden die zahlreichen Besucher und vorübergehenden Bewohner der Jugendburg Ludwigstein nach diesem Heft greifen, um sich über den alten, gut erhaltenen Wehrbau aus dem beginnenden 15. Jahrhundert zu informieren. Das einfache Mitteilungsblatt, das bisher aus dem sogenannten „Opferstock“ gegen eine kleine Spende entnommen werden konnte und lange Zeit einzige Informationsquelle war, hat endlich ausgedient.

Der Verfasser des jetzt im Verlag Schnell & Steiner vorliegenden Heftes ist promovierter Historiker und als Leiter des auf der Burg im „Meißnerhaus“ untergebrachten „Archivs der deutschen Jugendbewegung“ ein sachkundiger Autor. Er berichtet auf der Grundlage überlieferter Quellen nach dem bewährten Schema der Reihe über die Geschichte der Wehranlage von ihrer Entstehung bis in die Gegenwart, schließt eine Beschreibung der erhaltenen und neuen Bauteile nach umfangreicher Befundanalyse an und endet mit kurzen Hinweisen zur Bedeutung der Anlage in ihrer wehrtechnischen, kunsthistorischen und territorialgeschichtlichen Bedeutung als Grenzfestung zum kurmainzischen Eichsfeld. Erfreulich ist, daß Mogge auch den dunklen Punkt in der Geschichte der Einrichtung zu Beginn der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts nicht ausspart. Die während der NS-Zeit „zunächst freiwillige, dann erzwungene ‚Gleichschaltung‘“ der Jugendburg wird ebenfalls erwähnt. Den textlichen Abschluß der klei-

nen Arbeit bildet ein umfangreiches Literaturverzeichnis, das dem Interessierten weitere vertiefende Studien ermöglicht und deshalb einen besonderen Stellenwert besitzt.

Das Heft bietet eine erste, leicht lesbare und sachlich fundierte Information über Burg und Stiftung, für die dem Autor und dem Verlag gedankt werden muß. Es ist bekannt, daß Mogge an einer umfangreicheren Studie über die Burg arbeitet. Alle an der Geschichte des Werra-Meißner-Kreises interessierten Leser dürfen nach dieser kleinen Kostprobe auf das größere Arbeitsergebnis des Autors gespannt sein.

Friedrich-Karl Baas

Desel, Jochen: Die Hugenottenkirchen in Hofgeismar. Hofgeismar: Evangelischer Gesamtverband 1984, Broschur, 34 S., zahlreiche Abbildungen, 4,80 DM.

Jochen Desel, Hofgeismarer Dekan, in der Hugenottenforschung seit Jahrzehnten engagiert und seit dem Frühjahr 1985 1. Vorsitzender des Deutschen Hugenottenvereins e. V., widmet eine in der gesamten Gestaltung sehr gefällige kleine Schrift einer europäischen Einmaligkeit. Wie ein Kranz legen sich die Fachwerkkirchen der französischen Réfugiés in Carlsdorf, Schöneberg, Kelze und Friedrichsdorf um die zentrale Neustädter Kirche Hofgeismars, in der einst 1686 die erste französische Predigt erklang. Auf 34 Seiten wird – reich illustriert – nach einer historischen Einstimmung alles Wissenswerte über die fünf Kirchen mitgeteilt. Acht Farbfotos heben die ästhetische Schönheit der Gebäude hervor, und mehrere Detailaufnahmen schärfen den Blick sowohl für das Gemeinsame wie für das Besondere. Ein kleines Literaturverzeichnis hilft dem Interessierten weiter. Allen Lesern aber wird – und davon schließt sich der schon länger mit dem Thema befaßte Rezensent nicht aus – in dieser Informationsdichte erneut bewußt, welche noch immer nicht abschließend gewürdigte Bedeutung die französischen Glaubensflüchtlinge für unseren Raum haben und welche Sonderstellung die Stadt Hofgeismar, in der sich alle o. g. Kirchen heute befinden, im Zusammenhang der Kulturgeschichte der Hugenotten und Waldenser besitzt.

Helmut Burmeister

Luckhard, Fritz: Homberg – von den Anfängen bis 1648. Hrsg. v. Zweigverein Homberg (Efze) des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, überarbeitet von Herman Grebe. 224 S., 36 Abb., davon 2 Pläne und Zeichnungen, Ln., Selbstverlag Homberg (Efze), 38,50 DM.

Endlich ist es soweit. Nach über 20jähriger Arbeit kann nunmehr die Homberger Stadtgeschichte vorgelegt werden, die den Zeitraum von den Anfängen der Stadt bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges, 1648, umfaßt. Die Arbeit ist das Ergebnis langjähriger Forschungsarbeit. Das vorliegende Werk beruht auf dem Studium der Quellen, die in solcher Breite noch nie herangezogen und systematisch ausgewertet worden sind. Die ältesten, urkundlich nachgewiesenen Ereignisse, wie die Bedeutung Hombergs als Wollhandelsplatz und Tuchweberstadt im Mittelalter, sowie die wertvollen Angaben zur Geschichte Homberger Familien sichern dem Buch besonderes Interesse. Die Überarbeitung der Beiträge erfolgte durch Hermann Grebe. Das Buch gliedert sich in 13 Kapitel:

- 1) Gründung und Stadtanlage
- 2) Homberg unter landgräflicher Verwaltung
- 3) Städtische Verwaltung
- 4) Bürgerwehr
- 5) Finanzkraft der Bürgerschaft
- 6) Hombergs Kirchen und Geistliche Stiftungen
- 7) Schule
- 8) Stadtadel, Bürgertum, Familiennamen
- 9) Zünfte
- 10) Stadtleben
- 11) Hombergs große Söhne
- 12) Die Burg auf dem „Hohen Berge“ – Hombergs Schloßberg
- 13) Der 30jährige Krieg in Homberg und seine Folgen mit Schlußbetrachtung

Im Jahre 1839 gab Georg Landau in seinen „Hessischen Ritterburgen“ eine kurze Abhandlung der Geschichte Hombergs in Niederhessen heraus, in der er, auf gründlichem Quellenstudium fußend, ein brauchbares Bild Homberger Burg- und Stadtgeschichte entwarf; dieses

wurde in den darauffolgenden Jahrzehnten nie erweitert oder vervollständigt. Folgerichtig eröffnet die weit breitere Darstellung Luckhards ein tieferes Verständnis für Homberger Vorgänge und bietet zusammen mit Erich Kaisers Geschichte der Stadt Homberg 1648 bis 1920" einen Rahmen für weitere geschichtliche und familienkundliche Forschungen.

Breiter Raum ist dem Kapitel „Homberg unter landgräflicher Verwaltung“ gewidmet; auch über „Hombergs Münze“ wird eingehend berichtet.

Über weitere Ereignisse – z. B. Neubürger und ihre Eingliederung – informiert das Buch ausführlich und interessant in Kapitel 8.

Am Schluß des Buches befindet sich der Bildtafelteil. Weiterhin enthält das Werk neben einem umfangreichen Literatur- und Quellenverzeichnis das für den Benutzer unentbehrliche Orts- und Personenregister.

Die Veröffentlichung wendet sich zwar in erster Linie an den Leser im vorgestellten Gebiet, ist aber von den bearbeiteten Themen her besonders für den Landesgeschichtler, Geographen oder auch familiengeschichtlich Interessierten eine unentbehrliche Hilfe und Fundgrube.

Oskar Breiding

Halfar, Wolfgang (Hrsg.): Hugenotten in Leckringhausen, Wolfhagen und Ippinghausen. Ausstellungskatalog Wolfhagen 1985, 52 S., 10,- DM.

Unter den Katalogen, die das fleißige Wolfhager Museumsteam unter Wolfgang Halfars Leitung zu den Sonderausstellungen und zu einzelnen Museumssammlungen publiziert, ist der hier angezeigte Hugenottenband besonders wichtig, stellt er doch eine viele Gesichtspunkte und Ansätze berücksichtigende Monographie des von Hugenotten gegründeten heutigen Stadtteils Leckringhausen dar. Namhafte Wissenschaftler (Beuleke, Cronjaeger, Wegner) haben dem (z. T. gekürzten) Wiederabdruck a.a.O. erscheinener Beiträge zugestimmt; der Museumsmitarbeiter und hervorragende Heimatforscher Wilhelm G. Winter hat sie durch akribisch recherchierte Detailfragen der finanziellen Lage der französischen Flüchtlinge, zu deren Situation um die Mitte des 18. Jahrhunderts, zur Strumpfweberzunft und zur Feldarbeit wesentlich ergänzt. Allein die Abbildungen und Reproduktionen des kleinen Bandes können drucktechnisch nicht immer befriedigen. Die „Verpflichtung zur Rückbesinnung“ hat die Hugenottenstadt Wolfhagen mit diesem Band erfüllt, „die Vielgestalt menschlichen Schicksals . . . im Wolfhager Land“ (W. Halfar, Vorwort) wird überzeugend greifbar.

Eine wichtige Ergänzung des Hugenottenschrifttums des Jahres 1985. *Helmut Burmeister*

Langkabel, Hermann (Bearb.): Abteilung 18. Kloster Klarenthal. Hrsg. v. Hessischen Hauptstaatsarchiv in Verbindung mit der Historischen Kommission für Nassau. Wiesbaden: Hess. Hauptstaatsarchiv 1981. (= Repertorien des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden). 196 S., kartoniert.

Der hier verzeichnete Archivbestand des Klosters Klarenthal ist in die drei Obergruppen Urkunden, Akten und Rechnungen unterteilt. Zu den Urkunden, die von 991 bis 1829 reichen, sind 157 Nummern registriert. Den Regesten sind Hinweise auf die Überlieferung des Stückes sowie ggf. eine Siegelbeschreibung sowie Literaturverweise auf Drucke und Regestendrucke beigegeben.

Der Aktenbestand, in dem auch die Kopiare und Nekrologe eingearbeitet wurden, ist in verschiedene Untergruppen gegliedert, auf der untersten Gliederungsstufe sind die Stücke chronologisch angeordnet. Die Numerierung der Akten weicht von ihrer Anordnung in diesem Repertorium etwas ab, offenbar folgen die Signaturen einem anderen Ordnungsprinzip, das jedoch nicht mitgeteilt ist. Überhaupt hätte das etwas kurz geratene Vorwort mehr zur Archiv- und Verzeichnungsgeschichte dieses Bestandes bringen können. Hier hätte man sich durchaus die Marburger Repertoiren zum Vorbild nehmen können.

Die Rechnungen, von denen nur relativ wenige überliefert sind, wurden tabellarisch unter Angabe von Rechnungsjahr, -nummer, -führer und gelegentlichen kurzen Anmerkungen verzeichnet.

Ein Index der Orte und Personen, der auf die Seitenzahlen des Repertoriums verweist, beschließt den Band.

Gerhard Sattler

Lamprecht, Herbert: Das Ackerverzeichnis von 1634 in der Rotenburger Quart. Fulda-Simmershausen 1984, 178 S. (masch.).

Der Bearbeiter schreibt in seinem knappen Vorwort zu dieser Quellenschrift, die insbesondere für die Regionalgeschichte von Bedeutung ist, er habe sich spontan entschlossen, das Ackerverzeichnis 350 Jahre nach seiner Entstehung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, um damit vor allem der Familienforschung zu dienen. „Das hessische Mannschaftsregister von 1639“, das H. Milbradt vor einem Vierteljahrhundert bearbeitet und herausgegeben hat, enthalte bekanntlich keine Angaben über die Verhältnisse in der Rotenburger Quart. Das vorliegende Verzeichnis könne diese Lücke zwar nicht vollständig ausfüllen, sei jedoch ein wichtiges Hilfsmittel für die weitere Forschung.

Soweit H. Lamprecht. Seinem Urteil kann auch dann zugestimmt werden, wenn man kein Genealoge ist und das kleine Werk mit den Augen des Historikers betrachtet. Denn was finden wir hier? Zunächst die Namen aller derjenigen, die im genannten Stichjahr ihr Land mit Korn, Weizen, Hafer, Gerste oder einer anderen Feldfrucht bestellt hatten. Das aber war, wie die gesellschaftlichen Zustände damals lagen, natürlich fast die gesamte Bevölkerung der Landschaft, die auf diese Weise Eingang in die Spalten der amtlichen Verzeichnisse fand. Für Sontra zum Beispiel wurden so 146 Namen festgehalten, während fünf Jahre später nach den schweren Verlusten des Kroatienkrieges nur noch 53 Hausgesessene in dieser Stadt gezählt werden konnten. Mehr als es lange Ausführungen vermögen, zeigen diese Zahlen, wie grausam der Krieg in der kurzen Zeitspanne von 1634 bis 1639 das Land heimgesucht hat.

Doch von Krieg und Kriegsgeschrei ist in den dürren Aufzeichnungen des Bändchens erst nur ganz beiläufig (S. 157) die Rede, von wirtschaftlicher Not der Bauern dagegen öfter. Schade, daß dieses Verzeichnis nur für das Amt Eschwege mit den Gerichten Bilstein und Germerode, das Amt Wanfried und das Amt Sontra erhalten blieb. Immerhin besitzen wir damit für über 70 Ortschaften die Namen fast aller zu diesem Zeitpunkt dort lebenden Personen und umfangreiche Angaben zu den Feldbestellungen der bäuerlichen Bevölkerung, die noch der Auswertung harren. Weitere im Original vorhandene Differenzierungen wie die Unterscheidung der im Verzeichnis erfaßten Ländereien nach eigenem oder Herrenland oder nach ihrer Bodenqualität konnte der Herausgeber allerdings nicht immer berücksichtigen, wie er selber angibt. Der interessierte Forscher muß hierzu auf die im Staatsarchiv Marburg lagernde Urschrift zurückgreifen. Am Ende des nützlichen Bändchens finden sich noch je ein Personen- und Ortsregister, die dafür sorgen, daß sein Inhalt rasch vom Benutzer erschlossen werden kann.

Waldemar Zillinger

Korte Andrea (Bearb.): Bestand 140 Waldeckische Reichskammergerichtsakten. Marburg 1983. I-VII, 160 S., broschiert. (Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Marburg) (= Inventar der Akten des Reichskammergerichts Nr. 6).

Es lohnt sich, in der Einführung das Schicksal der Akten des 1495 begründeten Reichskammergerichts zu verfolgen. Von den rund 72 000 Prozeßakten, die in den Jahren 1847-1852 an die Gliedstaaten des damaligen Deutschen Bundes verteilt worden sind, erhielt die Grafschaft Waldeck 167 Stücke, die von der Bearbeiterin nach einem Verzeichnisschema (S. V.) für die Benutzung aufbereitet worden sind.

Die Akten sind insgesamt für die Geschichte der Grafschaft und für die darin genannten Ortschaften von größter Wichtigkeit. Insbesondere verdient die Ziffer 7 des Bearbeitungsschemas Beachtung. Dort werden nicht nur die zahlreichen Zeugenverhöre aufgeführt, die bevorzugt den Genealogen interessieren, sondern hier werden die Beweismittel genannt, so ältere Prozeßakten, Auszüge aus Schatzungsregistern, Karten, genealogische Tafeln u. a. m. Leider sind die Beweismittel nicht überall erhalten geblieben. Wo der Benutzer sie findet, wird er sich einer Fülle von Material gegenübersehen.

Die beigegebenen Indices, mit Sorgfalt zusammengestellt, schließen den Inhalt der Akten förmlich auf. Wer im Bereich der Grafschaft Waldeck historisch und genealogisch arbeitet, wird sich in nicht wenigen Fällen mit bestem Erfolg dieses Repertoriums bedienen. Eine vorzügliche Publikation des Hess. Staatsarchivs Marburg, für die alle, die an der Bearbeitung und Herausgabe beteiligt gewesen sind, einen herzlichen Dank verdient haben. *Kurt Günther*

Helbich, Wolfgang (Hrsg.): „Amerika ist ein freies Land . . .“ Auswanderer schreiben nach Deutschland (Sammlung Luchterhand 541), Darmstadt u. Neuwied 1985, 223. S.

Aus dem Bestand von knapp 4000 Briefen deutscher Auswanderer präsentiert Helbich, Hochschullehrer in Bochum, eine Auswahl von Briefauszügen unter verschiedenen Themens Stichworten: Lohnt sich das Auswandern? Die fremde Sprache. Zeit ist Geld. Freiheit und Gleichheit. Minderheiten. Deutschamerikaner und Rückkehr; das Ganze findet sich bereichert durch Dokumente, Illustrationen (Photos, Holzstiche, Karikaturen etc.). Es wird kein Anspruch auf eine wissenschaftlich-kritische Edition erhoben. Stellt der eine Auswanderer fest, daß „der gemeine Mann in Amerika besser lebe als in Deutschland der vornehmste“ (S. 33), so schreibt der Lehrer Köster aus Deisel (Diemel), es falle ihm schwer, mit „gewöhnlichen Arbeiten“ sein Leben zu machen (S. 61). „Geldmachen ist die Losung“ (S. 99). Freiheit wird konkret erlebt als Freiheit vom Zunftzwang, von Unterdrückung oder vom Militärdienst. Schon 1837 meint ein Schreiber, daß „durch Monopole und Banken die Freiheit erschüttert werde“! (S. 125). Der Kasseler Arzt Aug. Lennep „erlegte“ als Ranger 5 Indianer (ca. 1850). Das Büchlein liest sich fast wie ein spannender historischer Briefroman, frei von der Tragik des Helden, aber reich an Empfindungen, Seufzern, Jubelrufen der „braven, fleißigen, sparsamen, ehrlichen Landleute, Pächter, Handwerker“. Namenlos bleiben die „Gescheiterten“. *Volker Petri*

Hahn, Hans-Werner: Wirtschaftliche Integration im 19. Jahrhundert. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 52, Göttingen 1982, 486 S.

Hans-Werner Hahns umfangreiche Studie, eine überarbeitete Fassung seiner Dissertation, verblüfft zunächst durch ihren wenig aussagekräftigen Titel, denn was kann man nicht alles unter wirtschaftlicher Integration im 19. Jahrhundert verstehen? Sieht man aber näher hin, so zeigt sich, daß im Mittelpunkt des Buches die Frage steht, ob und wie weit sich die Gründung des Deutschen Zollvereins auf die drei hessischen Staaten Hessen-Darmstadt, Kurhessen und Nassau ausgewirkt hat.

Sicher, die Forschung nahm sich schon immer dieses Themas an, wie aus dem 31 Druckseiten umfassenden Literaturverzeichnis unschwer deutlich wird, doch gab und gibt es bis zum heutigen Tage keine unumstrittene Deutung der Ursachen und Folgen dieser bahnbrechenden wirtschaftspolitischen Vereinigung in einer Zeit des gesamtgesellschaftlichen Wandels zur späteren Industriegesellschaft hin. Zwar hat die einseitige Sicht der borussischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts längst anderen Interpretationsmustern Platz gemacht, wichtigere Gesichtspunkte (wie die unterschiedliche Interessenlage des Bürgertums oder der verschiedenen Verwaltungen der Einzelstaaten) blieben jedoch bisher weitgehend unberücksichtigt.

Hahns Anliegen ist es nun, an dieser Stelle mit seiner Arbeit einzusetzen und zu zeigen, daß der Zollverein die typische Erscheinung einer Übergangszeit war (S. 19). Weder wurde er gegründet, um die industrielle Revolution voranzutreiben, noch um die nationale Einigung bewußt zu beschleunigen, vielmehr kam er aus den verschiedensten wirtschaftlichen, fiskalischen und politischen Beweggründen zustande, und er weckte auch die unterschiedlichsten Erwartungen und Hoffnungen (S. 307). Daß Hahn seine Untersuchung im wesentlichen auf die drei größeren hessischen Staaten beschränkte, geschieht, weil „gerade im hessischen Raum anschauliche Belege für die Möglichkeiten und Grenzen öffentlicher Einflußnahme auf den zollpolitischen Einigungsprozeß“ (S. 20) zu finden sind, die eine vergleichbare Betrachtung erlauben.

Es überrascht keineswegs, daß der Verfasser schließlich doch zu dem Ergebnis kommt, der Zollverein habe zwar nicht geradewegs zum Bismarckreich geführt, wie früher schlichtweg von bestimmter Seite behauptet wurde, aber man könne seine nationalstaatsbildende Kraft dank der vorausgegangenen wirtschaftlichen Vereinigung schwerlich leugnen. Der Preis für diese Entwicklung sei freilich hoch gewesen, denn der Kompromiß zwischen preußischem Obrigkeitsstaat und weiten Teilen des deutschen Bürgertums habe auf lange Zeit zu einer politischen Ordnung mit nur begrenzten Mitspracherechten der Betroffenen geführt und zum Erhalt überlieferter Machtverhältnisse beigetragen (S. 314).

Die letztere Feststellung ist allerdings nicht eben neu. Sieht man einmal von ihr ab, so liegt mit dem Werk von Hans-Werner Hahn jedoch eine Arbeit vor, die eine Lücke in der Zollvereinsforschung schließt und insbesondere für die hessische Landesgeschichte von großer

Bedeutung ist. Die Beweggründe der drei hessischen Regierungen, sich trotz allem Wenn und Aber dem Zollverein anzuschließen, werden mit Hilfe eines reichen Archivmaterials genauestens beleuchtet, so daß nicht nur die wirtschaftspolitischen Entscheidungen der Zeit ganz klar herausgearbeitet werden, sondern darüber hinaus in reichem Maße auch innen- und außenpolitische Gesichtspunkte der hessischen Mittelstaaten zur Sprache kommen.

Im Anhang des Werkes finden sich Tabellen zur Finanzwirtschaft der drei untersuchten hessischen Staaten, die zeigen, welche wichtiger Posten allein die Zolleinnahmen für alle Beteiligten in dieser Zeit waren. Ein ausführlicher Anmerkungsteil (rund 100 Seiten), dazu Nachweise der benutzten Quellen und Literatur, ein Sach- und Personenregister erleichtern den Umgang mit der ausgezeichneten Arbeit, die in Zukunft sicher jeder benutzen muß, der sich mit Fragen der Wirtschaftspolitik im hessischen Raum während der Zeit des Deutschen Bundes im vorigen Jahrhundert beschäftigen will.

Nur eine Frage sei zum Schluß noch erlaubt: Wäre eine sparsamere Verwendung von Fremdwörtern für die Lesbarkeit des Buches nicht besser gewesen? *Waldemar Zillinger*

Eichler, Volker: Sozialistische Arbeiterbewegung in Frankfurt am Main 1878–1895 (Studien zur Frankfurter Geschichte, hrsg. von Wolfgang Klötzer und Dieter Rebentisch, Bd. 17). Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt/Main 1983, 456 S.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine Dissertation, die von den Professoren Horst Stuke und Lothar Gall betreut und im Wintersemester 1980/81 von der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt angenommen wurde. Der Vf. will mit dieser Untersuchung dem „ahistorischen und letztlich unproduktiven Umgang mit der Geschichte der Arbeiterbewegung“ entgegenwirken, der besonders in der ersten Hälfte der 70er Jahre häufig praktiziert wurde. Dieses Vorhaben ist ihm vor allem dank der Auswertung umfangreichen Archivmaterials und der Heranziehung zahlreicher gedruckter Quellen und Literatur im wesentlichen geglückt. Zu nennen sind hier die Dokumente aus dem Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, den Staatsarchiven Marburg, Darmstadt und Hamburg, dem Generallandesarchiv Karlsruhe, dem Stadtarchiv Frankfurt und den Zentralen Staatsarchiven der DDR in Potsdam und Merseburg. Wichtige Nachlässe für die Geschichte der Arbeiterbewegung in Frankfurt, z. B. die von August Bebel, Karl Kautsky und Wilhelm Liebknecht, konnte der Vf. im Internationalen Institut für Zeitgeschichte in Amsterdam einsehen. Berücksichtigt wurde auch der Nachlaß des mit Frankfurt eng verbundenen Journalisten Max Quarck im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn-Bad Godesberg. Eine besondere Rolle spielen in der Studie Eichlers die einschlägigen Zeitungen und Zeitschriften, die in großer Zahl erfaßt werden konnten. Der Vf. macht deutlich, daß eine an einem engbegrenzten Raum angestellte „Mikroanalyse“ der Arbeiterbewegung viele Erkenntnisse vermittelt, die dieses in ihren vielschichtigen Verflechtungen mit der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Geschichte der damaligen Zeit veranschaulichen. Die Arbeit behandelt die Frankfurter Arbeiterbewegung während des Sozialistengesetzes und ihre Entwicklung in den ersten Jahren der „Legalität“. Bis in die 1870er Jahre stand die sozialistische Arbeiterbewegung in Frankfurt, das noch bis zur Jahrhundertwende kaum Züge einer ausgesprochenen Industrie- oder Arbeiterstadt aufwies, im Schatten der bürgerlichen Demokratie, die während der Revolution von 1848/49 Frankfurt zu ihrem Zentrum erkoren hatte. 1863 entstand hier eine Sektion des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, die von Bernhard Becker und Johann Baptist v. Schweitzer geleitet wurde. Der 1875 von Lassalleanern und Eisenachern – das sind Befürworter der Linie der 1869 in Eisenach gegründeten sozialdemokratischen Arbeiterpartei – gemeinsam ins Leben gerufene Sozial-Demokratische Wahlverein, der praktisch die lokale Organisation der auf dem Gothaer Vereinigungskongreß (22.–27. Mai 1875) gegründeten Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands war, stellt die Frankfurter Arbeiterbewegung auf eine solidere Grundlage. Wesentlichen Einfluß auf diese Entwicklung hatte der 1872 zugezogene Agitator Karl Frohme, der ab April 1876 das Parteiorgan, den Frankfurter Volksfreund, redigierte. Im folgenden schildert der Vf., wie sich nach dem Erlaß des Sozialistengesetzes 1878 die staatlichen Überwachungsmaßnahmen gegenüber der Frankfurter Sozialdemokratie verschärften. Lediglich in der Anfangsphase dieser Restriktion war das Vorgehen der Polizei und Gerichte erfolgreich. Der ab 1880/81 verstärkt durchgeführte Vertrieb des „Sozialdemokrat“ und die Teilnahme an den Reichstagswahlen im Oktober 1881 führten wieder zu einer funktionierenden und kontinuierlich arbeitenden Parteiorganisation in Frankfurt. Aufschlußreich ist der Hinweis auf die Bedeutung der Gesang- und Turnver-

eine für die sozialistische Arbeiterbewegung. Seit den Tagen des Turnvater Jahn spielten die Turnerbünde eine wichtige Rolle für demokratisch gesinnte Kreise, was schon früh staatliche Repressionen auslöste. Auf die Entwicklung der Frankfurter Sozialdemokratie hatte das Pressewesen großen Einfluß. Zur Zeit des Sozialistengesetzes wurden die meisten sozialdemokratischen Blätter im Ausland gedruckt. Von besonderer Bedeutung war hier die von Johann Most in London redigierte „Freiheit“, die seit dem 3. Januar 1879 wöchentlich erschien und auch in Frankfurt verbreitet wurde. Die Unterdrückungsmaßnahmen der Behörden wurden in den „Sozialistenprozessen“ und der Verhängung des „kleinen Belagerungszustandes“ sichtbar. Großen Anteil hatte daran der Frankfurter Polizeipräsident Hergenhausen, der die liberalere darmstädtische Regierung zu gemeinsamen Schritten gegen die Sozialdemokratie bewegen wollte, dabei aber auf Ablehnung stieß. Die Stabilisierung der Frankfurter Parteiorganisation wurde durch die zunehmende Radikalisierung ihrer Mitglieder belastet, die eher blanquistische und anarchistische als marxistische Züge aufwies. Besonders deutlich kam das anlässlich des Dampfersubventionsstreits in den Jahren 1884/85 zum Ausdruck. Das spektakulärste Zeichen dieser Radikalisierung war die Ermordung des Polizeirats Rumpff im Januar 1885, die in Frankfurt vorzeitig die Phase der „milden Praxis“ des Sozialistengesetzes beendete. Wie sehr sich die Lage verschärfte, zeigt die durch die Unbeherrschtheit eines Polizeikommissars ausgelöste „Friedhofsschlacht“ vom 22. Juli 1885 anlässlich der Beerdigung des Parteiwarts Hugo Hiller. Wie schon in früheren Jahren blieben auch diesmal alle Versuche, die Frankfurter Sozialdemokratie zu zerschlagen, wirkungslos. Es erwies sich, daß diese die paralysierende Wirkung des Sozialistengesetzes schon seit 1884/85 praktisch überwunden hatte. Zur wesentlichen Stütze der sozialistischen Arbeiterbewegung wurden die an Stärke und Einfluß gewinnenden Fachvereine, von denen die der Schreiner, Schneider und Tuchmacher die wichtigsten waren. Nach dem Fall des Sozialistengesetzes konnte sich die Reorganisation der Frankfurter Sozialdemokratie frei entfalten. Sichtbarste Kennzeichen dieses Prozesses waren die Gründung des Sozialdemokratischen Vereins für den Wahlkreis Frankfurt und die Entstehung verschiedener Arbeiterinnen-, Turn-, Gesang-, Musik-, Theater- und sonstiger der Partei nahestehender Vereine. Erstaunlich ist, daß trotz dieser Aktivitäten ab 1891 die Zahl der wirklich engagierten Sozialdemokraten stagnierte. Nach Meinung Eichlers sind die Hauptgründe hierfür die Auseinandersetzungen mit der linksradikalen Opposition der Jungen und die ständigen Differenzen zwischen Reformisten und Radikalen. Der wichtigste Vertreter der reformistischen Richtung war der Journalist Max Quarck, der trotz der Widerstände in den eigenen Reihen dank seines persönlichen Engagements und taktischen Geschicks das Gesamtbild der Frankfurter Sozialdemokratie immer mehr bestimmte.

Das Buch wird ergänzt durch Kurzbiographien der bedeutendsten Repräsentanten der sozialistischen Arbeiterbewegung in Frankfurt, von denen neben dem bereits erwähnten Max Quarck Adolf Baumann, Joseph Breuder, Karl Conradi, Leopold Emmel, Eduard Gräf, Gustav Hoch, Ludwig Opificius und Adolf Sabor genannt seien.

Von dem durch einen Personenindex erschlossenen Werk läßt sich mit Recht sagen, daß es unsere Kenntnisse über eine wichtige Phase der sozialistischen Arbeiterbewegung erweitert. Am Beispiel Frankfurts wird deutlich, daß das Sozialistengesetz die Sozialdemokratie nicht zerschlug, sondern vielmehr zu ihrem Erstarken beitrug.

Stefan Hartmann

Tappe, Joachim: Die Geschichte der Arbeiterbewegung in Witzenhausen. Hrsg. zum Anlaß des 100jährigen Bestehens des SPD-Ortsvereins Witzenhausen vom SPD-Ortsverein Witzenhausen, Dransfeld 1984.

Es ist fast schon ein fester Brauch geworden, daß größere SPD-Ortsvereine anlässlich ihres 100jährigen Bestehens Rückschau auf ihre Geschichte halten. Für den noch unter den Bedingungen des Sozialistengesetzes im August 1884 gegründeten Ortsverein Witzenhausen hat dies Joachim Tappe, pädagogischer Leiter an der Gesamtschule Witzenhausen, übernommen.

Die in neun größere Kapitel aufgeteilte Arbeit beschäftigt sich zunächst mit der Vorgeschichte der Arbeiterbewegung in Witzenhausen, wobei der Verfasser vor allem auf die soziale Lage und die Entwicklung einer Arbeiterkultur in den verschiedensten Vereinen eingeht. Breiten Raum nimmt die Behandlung des Aufstiegs der Partei zur stärksten politischen Kraft in der

strukturschwachen nordhessischen Kleinstadt ein – 1912 gelang im Wahlkreis der Durchbruch, als erstmals der sozialdemokratische Kandidat in der Stichwahl über seinen bürgerlichen Kontrahenten siegte, wozu die Witzenhäuser Wähler mit 60 Prozent SPD-Stimmen ihren Teil beitrugen. Den Aufstieg der Partei anhand der Wahlergebnisse zu verfolgen, bereitet allerdings einige Schwierigkeiten, da die leider nicht einheitlich gestalteten Tabellen in den Text eingearbeitet und nicht im Inhaltsverzeichnis gesondert ausgewiesen sind. Eine Übersicht der Wahlergebnisse mit eindeutiger Benennung der Parteizugehörigkeit aller Kandidaten in einem Anhang wäre hier unbedingt vorzuziehen gewesen.

Die Weimarer Republik bis zu den Anfängen des Dritten Reiches bildet das Thema zweier Kapitel. Auch hier werden die Parteientwicklung, Wahlergebnisse, Gewerkschaftsarbeit, Vereinswesen und nicht zuletzt die Kommunalpolitik behandelt. Trotz der Verluste durch die Spaltung der Arbeiterbewegung blieb die SPD bis 1932 die stärkste Partei in Witzenhausen bei den Land- und Reichstagswahlen – nur die preußische Landtagswahl von 1921 sah die Hessische Arbeitsgemeinschaft, deren Zusammensetzung der Leser selbst herausfinden muß, als Sieger der Wahl. Der Aufstieg der NSDAP vollzog sich wie in anderen Teilen des Deutschen Reiches in erster Linie auf Kosten der bürgerlichen Parteien, die in Witzenhausen stets eine relativ starke Position hatten. Im Dritten Reich wurde die SPD-Organisation schnell und ohne größere Widerstände zerschlagen, den Widerstand leisteten bis zu ihrer Verhaftung die Mitglieder der KPD.

Drei Kapitel behandeln schließlich die Nachkriegszeit, wobei der Schwerpunkt auf die Kommunalpolitik in einer von der Teilung Deutschlands in besonderem Maße betroffenen Zonen-grenzstadt gelegt wird, in der die SPD von 1964 bis 1982 den Bürgermeister stellte. Die letzten Unterkapitel geben abschließend einen Einblick in die aktuelle Arbeit der Witzenhäuser SPD – ein sicherlich legitimer Versuch der Selbstdarstellung in Hinblick auf die potentielle Wählerschaft.

Ohne einige Bemerkungen zum methodischen Vorgehen des Verfassers kann diese Besprechung nicht abgeschlossen werden. Joachim Tappe, der Archivmaterial aus dem Stadtarchiv Witzenhausen und dem Staatsarchiv Marburg, die vorhandenen Zeitungen und Interviews mit den wenigen noch lebenden Zeitzeugen ausgewertet hat, kann nur bedingt mit der Einarbeitung der umfangreichen Quellen überzeugen, zumal er sich nicht konsequent an die von ihm formulierten Editionsgrundsätze hält. Die sehr breit angelegte Dokumentation (teilweise in Faksimile, teilweise als lange Zitate), die wohl annähernd $\frac{3}{4}$ des Buches umfaßt, geht leider weitgehend auf Kosten der Analyse. Zuweilen folgen seitenweise Quellen und Zitate, die nur gelegentlich durch einen verbindenden Satz unterbrochen sind (vgl. z. B. S. 250 ff.). Schon eine Zusammenfassung der Zitate hätte hier eine wesentliche Entlastung bringen können. Auch die Anordnung der Bilder ist nicht immer schlüssig – so taucht z. B. völlig unvermittelt bei der Behandlung der Preissteigerung anfangs der 20er Jahre ein SPD-Wahlplakat aus dem Jahr 1932 auf, das zudem noch einer leicht zugänglichen Publikation entnommen ist und nur bedingt in einem Zusammenhang mit der Witzenhäuser Arbeiterbewegung steht. Ein Verzeichnis der Bilder und Plakate würde die Benutzbarkeit des Buches erheblich steigern, zumal manche Bilder gänzlich ohne Erläuterung bleiben (vgl. z. B. S. 369 und S. 433). Vollends verwundern muß schließlich, daß im Anhang zusätzlich noch in Witzenhausen verteilte Flugblätter und Jungwählerbriefe abgebildet sind, deren direkter Zusammenhang mit dem Text nur schwer erkennbar ist. In dem Bemühen um eine breite Dokumentation ist der Verfasser offensichtlich etwas zu weit gegangen. Eine mögliche Alternative wäre z. B. die Trennung zwischen einem stärker analysierendem Text und einem übersichtlichen Quellenanhang gewesen.

Von den wichtigen Veröffentlichungen zur nordhessischen Regionalgeschichte sind zudem einige nicht berücksichtigt worden, so etwa das Werk von U. Möker über Nordhessen im Zeitalter der industriellen Revolution, die Arbeit von O. Dascher über das Textilgewerbe in Hessen-Kassel vom 16.–19. Jahrhundert oder neuerdings die Fallstudie von C. Fischer-Defoy über Arbeiterwiderstand in der Provinz.

Trotz dieser methodischen Schwächen liefert das Werk dem Lokal- und Regionalforscher wichtige Anregungen, dem interessierten Laien einen Einblick in die Vergangenheit der Witzenhäuser SPD. Die Fülle des ausgewerteten und z. T. dargebotenen Materials wird zwar einerseits zu einem nicht immer gelösten Problem, bietet aber andererseits die Möglichkeit, durch gezielte Auswahl und weiterführende Analyse ein adäquates Bild von der Entwicklung einer lokalen Organisation der Arbeiterbewegung zu bekommen. Insofern ist das Erscheinen des Werkes zu begrüßen in der Hoffnung, daß von ihm fruchtbare Anregungen für die weitere Beschäftigung mit dem Thema ausgehen.

Ernst Otto Bräunche

Schormann, Gerhard: Rintelner Studenten des 17. und 18. Jahrhunderts (= Schaumburger Studien. Begründet von Franz Engel. Im Auftrage der Historischen Arbeitsgemeinschaft für Schaumburg herausgegeben von Brigitte Poschmann). Verlag C. Bösendahl. Rinteln 1981. 166 S., brosch.

Der Band verrät äußerlich nichts davon, mit welchem Aufwand an Fleiß der Verfasser in einer beachtlichen Kleinarbeit ans Werk gegangen ist und die Liste August Woringers aus dem Jahre 1939 um den Nachweis von 1031 neu entdeckten Studenten der Universität Rinteln auf die beachtliche Zahl von nunmehr 3544 Hochschülern gesteigert hat. Damit ist die für Rinteln und den Vorläufer Stadthagen verloren gegangene Matrikel keineswegs vollständig rekonstruiert, aber es ist eine Lücke etwas geschlossen. Vf. schätzt die Gesamtzahl der Rintelner Studenten auf rund 5000 (S. 9). Er ist bei seiner Arbeit u. a. in sechs Staatsarchiven auf die Suche gegangen und hat die voraussichtlich trüchtige Literatur (S. 157/59) gründlich ausgeschöpft. Beigegeben hat er seiner alphabetischen Liste die bei Strieder nicht aufgeführten Disputationen (S. 141 f).

Die hier neu ermittelten Studenten kommen überwiegend aus dem näheren und weiteren Umfeld der Universität. Es werden genannt für Bielefeld 10, Bückeburg 18, Hameln 14, Hannover 12, Herford 16, Hildesheim 17, Kassel 35, Lemgo 21, Minden 33, Rinteln 21, Stadthagen 22 und Osnabrück 20 Studenten, also alles Orte, an denen Lateinschulen auf den Besuch vorbereitet konnten. Die meisten Studenten waren Theologen, aber eine beachtliche Zahl eignete sich das juristische Wissen an. Meist genügten ein paar Semester, um im städtischen oder im Staatsdienst eine beamtete Funktion zu übernehmen.

Der Wert der Arbeit ist darin zu sehen, daß wir über das gelehrte Schaumburg und darüber hinaus das gelehrte Hessen-Cassel besser als bisher ins Bild gesetzt werden. Dabei ist erstaunlich, daß nicht nur die Städte, sondern auch die Dörfer beim akademischen Nachwuchs beteiligt sind. Nicht zuletzt sind die Genealogen über eine Matrikelergänzung wie die vorliegende erfreut. Damit läßt sich das Wissen über Beamten- und Pfarrerrfamilien erweitern und die Herkunft mancher Personen klären. Umfassend ist für diese Fleißarbeit zu danken.

Kurt Günther

Polley, Rainer: Die Kurhessische Verfassung von 1831. Trautvetter & Fischer Nachf. Marburg und Witzenhausen 1981 (Marburger Reihe 16), 48 S.

Eckhardt, Wilhelm A. (Hrsg.): Die Heilige Elisabeth. Trautvetter & Fischer Nachf. Marburg und Witzenhausen 1982 (Marburger Reihe 17), 80 S.

Graepler, Carl: Zur Geschichte der Marburger Universitätszepter. Trautvetter & Fischer Nachf. Marburg und Witzenhausen 1983 (Marburger Reihe 18), 52 S., 10 Abb.

Die Hefte der von Wilhelm A. Eckhardt seit längerer Zeit herausgegebenen Reihe bilden auch äußerlich eine dankbar hingegenommene Ergänzung zur hessischen Geschichte. Mit der Kurhessischen Verfassung von 1831 hat der am 16. Oktober 1830 zusammengetretene Verfassungslandtag ein für damalige Zeiten beachtliches – und wenn man so will – „demokratisches“ – Werk vorgelegt, woran maßgeblich u. a. der Kasseler Oberbürgermeister Carl Schomberg und der Staatsrechtler Sylvester Jordan beteiligt waren. Wie fortschrittlich die Verfassung war, ist vor allem aus dem dritten Abschnitt ersichtlich, der *Von den allgemeinen Rechten und Pflichten der Unterthanen* handelt (§§ 19–41). Die Freiheit der Person und des Eigentums, der Religionsausübung, die Pressefreiheit – alles das wird den Untertanen zugestanden, und in § 28 heißt es, es gebe *kein Vorzugsrecht zu irgend einem Staatsamte*, und endlich steht jedem Einwohner das Recht der freien Auswanderung zu (§ 41), natürlich unter Beobachtung der gesetzlichen Bestimmungen. Die verschiedenen Dienste der Untertanen sind ablösbar. Das Nähere soll ein Gesetz regeln, ebenso sind Grundzinsen, Zehnte u. ä. Leistungen ablösbar. Eine gewählte Volksvertretung hat die Bevölkerung indessen noch nicht. Nach wie vor sind das wichtigste gesetzliche Organ die Landstände, die vom Landesherren berufen werden. Dazu gehören u. a. Vertreter der Ritterschaft, der Städte, der Stifte, des Adels im Fuldischen und schließlich 16 Abgeordnete aus Landbezirken. Vorausgestellt ist dem Text der Verfassung die Anweisung eines ungenannten Verfassers, der seinen Landsleuten das Werk verständlich machen möchte. Diese Anweisung mit dem umständlichen Titel *Kurzgefaßter Inhalt der Kurhessischen Landesverfassung für den Bürger und Bauer, wie er es leicht verstehen kann*, erschien in

Hanau 1831, und sie ist in der Tat amüsant zu lesen. Man brauche zu den *Landständen* vernünftige Männer, aber *wer noch zu jung ist, und die tollen Hörner noch nicht abgelaufen hat, kann keinen Landstand wählen und kann auch keiner werden* (S. 6). Weiter heißt es (S. 7): *Es braucht aber auch kein Landstand ein Blatt vor den Mund zu nehmen, und er kann sagen, was er will und weiß, und es darf ihm darüber kein Haar gekrümmt werden. Nur schimpfen soll er keinen, was sich auch für einen Landstand nicht schickt, sonst muß er, wie ein anderer Mann Abbitte thun.*

Im übrigen ist die Lektüre des Heftes schon deshalb interessant, weil sie zu einem Vergleich mit späteren Verfassungen herausfordert, nicht zuletzt mit dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland. Da wird offensichtlich, daß die Kurhessische Verfassungsurkunde von 1831 für die damalige Zeit als sehr fortschrittlich zu bezeichnen ist, obwohl die freigewählte Volksvertretung noch nicht existiert.

Im Heft 17 hat der Hrsg. 3 Vorträge, die im 750. Todesjahre der Heiligen Elisabeth in der Elisabethkirche in Marburg gehalten wurden, mit unwesentlichen Kürzungen, die auf die Feierstunde Bezug nahmen, zusammengefaßt. Dietrich von Oppen stellt in seinem Referat „Die Heilige Elisabeth und wir“ heraus: „Wie bei uns ging es auch damals um den Lebenssinn, um die menschlichen Gemeinschaftsformen und um die Angst vor der Zukunft.“ (S. 24). Waldemar Immel deutet „Die Heilige Elisabeth in ihrer Zeit“ als Leiterin der Hospitalsgenossenschaft und zugleich niedrigste Dienerin der Kranken (S. 37), ferner als gehorsames Beichtkind und zugleich freie Herrin ihres Glaubens (S. 43) und endlich als Nachfolgerin Christi in radikalem Ernst und zugleich als Kind Gottes in spielerischer Fröhlichkeit (S. 50). Immel wird der Figur des gewiß zwielichtigen Beichtvaters Konrad von Marburg gerecht, und er weist auf die große Verehrung hin, die Elisabeth schon kurz nach dem Tode widerfahren ist. Im Bewußtsein des Volkes lebt die Heilige als ein Kind Gottes, das sich mit ganzer Kraft dem Liebeswerk an dem Nächsten hingegeben hat. Peter Assion endlich berichtet über „Die Heilige Elisabeth in der Legende.“ (S. 57). Das Legendäre hat Elisabeth einen Platz in der Kunst, in der Musik, in der Literatur geschenkt, so daß der Besucher der Elisabethkirche beim Namen der Heiligen zunächst immer an die Legende in ihrem Leben erinnert wird.

Carl Graepler berichtet instruktiv über das Schicksal der Marburger Universitätszepter, die nach der Beweisführung von Walter Paatz nicht Amtszeichen der Rektoren waren, sondern Hoheitszeichen, Wahrzeichen der akademischen Selbstverwaltung, wie aus dem Zeremonial der 200- wie auch der 400-Jahrfeier der Universität 1727 wie 1927 zu deuten ist. Die Szepter wurden zum letzten Mal in der Öffentlichkeit in ihrer ursprünglichen Funktion bei der Rektoratsübergabe im Jahre 1968 verwendet. Mit dem Amt des Universitätspräsidenten ist keine Rektoratsübergabe mehr verbunden. 1977 wurden die Szepter dem Marburger Universitätsmuseum für Kulturgeschichte übergeben.

Die hier angezeigten Hefte sind eine wertvolle Ergänzung für die Geschichte der Stadt Marburg und des Hessenlandes. Wer sich über den allgemeinen Rahmen hinaus eingehender mit der hessischen Historie beschäftigen will, wird viele Anregungen finden.

Kurt Günther

Zahn, Elisabeth H.: Zur Geschichte der Familie Stolzenbach. Bonn 1983, 517. S. (Selbstverlag: Am Friedhof 19, 5300 Bonn 3).

Nach über 10jähriger Arbeit legt die Verfasserin die Geschichte ihrer aus Homberg/Efze stammenden Vorfahren Stolzenbach vor. Die ca. 2000 Personen umfassende Darstellung geht jedoch über die Geschichte der seit 600 Jahren ältesten in Homberg ansässigen Familie Stolzenbach hinaus; viele andere Familiengeschichten können aus ihr mitgeklärt werden, was von um so größerer Bedeutung ist, als die meisten Homberger Familien Vorfahren Stolzenbach aufweisen können.

Der Zusammenarbeit mit anderen Genealogen ist es zu danken, daß auch das Schicksal der Homberg verlassenden Namensträger und ihrer Nachkommen in den Niederlanden, Nord- und Südamerika weiterverfolgt werden konnte.

Trockene Lebensdaten finden sich immer wieder durch Aufnahme zeitgenössischer Quellen (Texte zu Brauchtum, Gesetzestexte, Inventare, Geschäftsanzeigen, Texte zur Auswanderung im 19. Jahrhundert) und Familienbilder angereichert, auch Erläuterungen allgemeiner Art werden gegeben.

Die übersichtlich gegliederte Publikation ist durch Literatur-, Namens- und Ortsverzeichnis vorbildlich aufgeschlüsselt, was bei vielen anderen Arbeiten leider versäumt wird, und von daher unentbehrlich für den im Raum Homberg/Efze arbeitenden Historiker und Genealogen.

Liselotte Strube

Schormann, Gerhard: *Academia Ernestina. Die schaumburgische Universität zu Rinteln an der Weser (1610/21-1810)*. (= *Academia Marburgensis Band IV*). N. G. Elwert Verlag, Marburg 1982. 451 S.

Wer diese Arbeit zur Hand nimmt, sollte vorab zur Kenntnis nehmen, was Vf. über die Quellenlage (S. 7-12) berichtet. Vom Universitätsarchiv sind nur spärliche Reste vorhanden. Der größte Verlust ist das Verschwinden der Matrikel. Bereits im 18. Jahrhundert wies das Universitätsarchiv empfindliche Lücken auf. Von den Akten der Fakultäten ist das Dekanatsbuch der Theologischen Fakultät erhalten. Wichtige Aussagen ließen sich aus den Regierungsarchiven gewinnen (Grafschaft Schaumburg, Grafschaft Schaumburg-Lippe, Landgraftchaft Hessen-Kassel), ungeachtet der dortigen Verluste. Eine wichtige Quelle bilden die persönlichen Papiere von Professoren und Studenten, die sich in Bibliotheken und Stadtarchiven zwischen Hamburg und München auffinden ließen. Endlich kommen noch Hinweise auf verloren gegangene Briefsammlungen in Betracht. Im ganzen also von der Quellenlage her gesehen ein sehr mäßiges Fundament - im Vergleich zur Geschichte anderer Universitäten.

Die *Academia Ernestina* beginnt mit dem Ausbau der Lateinschule in Stadthagen zum *Gymnasium illustre* (1610-20). Nach der Privilegierung im Jahre 1621 erfolgt die Verlegung nach Rinteln, und in den Anfangsstadien zwischen 1621 und 1648 ist die junge Gründung in der Zeit des 30jährigen Krieges immer wieder in Krisen geraten, bis in der Periode von 1648-1680 unter der Schirmherrschaft von Hessen-Kassel eine Festigung eintritt. Hauptsächlich finanzielle Gründe sind dafür maßgeblich, daß die Entwicklung nicht fortschreitet, sondern bis 1750 stagniert, und danach setzt, wohl auch im Konkurrenzkampf mit den Nachbaruniversitäten, der Verfall ein, und mit dem Wintersemester 1809/10 endet die Lehrtätigkeit der Professoren. Mit einem Dekret vom 10. Dezember hatte Jérôme die Vereinigung der Universitäten Helmstedt und Rinteln mit Göttingen, Halle und Marburg vorgehend angeordnet.

Gewiß ist die Universitätsgründung von Anfang an wirtschaftlich nicht kräftig genug gestützt worden, und das gilt auch für die Folgezeit, aber entscheidend ist die Hochschulpolitik, vor allem von Hessen-Kassel in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewesen, und hierbei spielt die abseitige Lage von Rinteln auch eine Rolle, und Hessen-Kassel identifizierte sich nun einmal in vollem Umfang mit Marburg.

Hervorzuheben ist der sorgfältig gestaltete, umfangreiche Quellenteil (S. 305-429), der die Darstellung hervorragend verlebendigt.

Ein Blick in den Nachweis der Quellen und der Literatur (S. 431) verrät uns, daß Vf. das angesichts der anfangs beschriebenen Quellenlage das Erreichbare und wirklich Aussagekräftige in einer überschaubaren und überzeugenden Form zusammengetragen hat. Eine vorbildlich ausgeführte Darstellung!

Kurt Günther

Kleinknecht, Günter: *Sylvester Jordan (1792-1861). Ein deutscher Liberaler im Vormärz* (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 8), Marburg 1983, IV und 202 S.

Doppelter Anlaß für die Erarbeitung einer Biographie des Marburger Juristen Jordan war dessen 120. Jahrestag und der 150. Jahrestag der Kurhessischen Verfassung im Jahr 1981. Zu beiden Gedenktagen fanden Festveranstaltungen statt. Am 26. 5. 1981 versammelte sich der Hessische Landtag zu einer Sondersitzung im Kasseler Ständehaus. Die Festansprache des Marburger Historikers Seier liegt in erweiterter Fassung im Druck vor: H. Seier: „Zur Entstehung und Bedeutung der kurhessischen Verfassung von 1831“ in: W. Heinemeyer (Hrsg.): *Der Verfassungsstaat als Bürge des Rechtsfriedens* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 46, 1) Marburg 1982, S. 5-71. Die Ansprache, die Prof. Seier anläßlich der Marburger Gedenkfeier zu Jordans Todestag hielt, wurde 1981 unter dem Titel „Sylvester Jordan und die Kurhessische Verfassung von 1831“ als Band 1 der Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur veröffentlicht.

In derselben Reihe erschien auch der hier anzuzeigende Band, der im Auftrag des Marburger Magistrats erarbeitet wurde, da die bisherige Literatur über Jordan weitgehend veraltet ist. Der Verfasser zog für seine Arbeit die Bestände des Marburger Staatsarchivs heran. Sein Quellenverzeichnis weist allerdings nicht alle Jordan betreffenden Aktenstücke auf. Es fehlen z. B. Best. 5, 7971, Best. 9a, 1662, Best. 16 Rep. VI, Klasse 7, Nr. 4, Best. 305a, 2b, Nr. 56. Auch der Aufsatz von N. Achterberg: „Sylvester Jordan. Leben und Werk des Schöpfers der Verfassungs-Urkunde für das Kurfürstenthum Hessen von 1831“ (In: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte*, 31, 1981, S. 173-184) war dem Verfasser noch nicht bekannt.

Kleinknecht gibt zunächst einen knappen Überblick über Jugend und Werdegang Jordans, der 1792 als Sohn eines armen Schuhmachers in Tirol geboren und 1821 als Professor nach Marburg berufen wurde. Leider fehlen dabei weitgehend Hinweise auf seine akademischen Lehrer und die Entstehung seiner Staatslehre sowie seine Tätigkeit in Marburg (z. B. Verhältnis zu Kollegen der Juristischen Fakultät, Anzahl der Hörer u. ä.).

In einer Zusammenfassung der wichtigsten Thesen von Jordans Hauptwerken (Versuche über allgemeines Staatsrecht, 1828, und Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Staatsrechts, 1831) arbeitet der Verfasser das grundsätzliche Problem des Konstitutionalismus im Vormärz heraus: Einerseits will Jordan das monarchische Prinzip nicht antasten, andererseits sollen die Landstände Mitspracherechte erhalten. Der Verfasser verzichtet allerdings darauf, Jordans Staatsrecht in den Zusammenhang des politischen Denkens seiner Zeit zu stellen. Für diese Frage muß vor anderen auf H. Brandt: Landständische Repräsentation im Vormärz, Neuwied und Berlin 1968, hier vor allem S. 199 ff., verwiesen werden.

Der größte Teil der Biographie ist der politischen Tätigkeit Jordans gewidmet. Nach seiner Mitarbeit bei den Verfassungsberatungen stellt Kleinknecht seine Tätigkeit im Landtag dar, die das Ziel hatte, die Rechte der Stände auszudehnen. Die beiden letzten Kapitel behandeln Jordans Anklage wegen Hochverrats und seine Tätigkeit als Abgeordneter der Nationalversammlung und Kurhessischer Gesandter beim Deutschen Bund in den Jahren 1848 und 1849. Kleinknechts Darstellung der Jahre 1833 bis 1849 kann man sich weitgehend anschließen, die Kapitel über die Verfassung von 1831 erfordern allerdings einige kritische Anmerkungen.

Kleinknecht macht deutlich, daß Jordan keineswegs der „Schöpfer“ der Verfassung war, die als Kompromiß von konstitutioneller Monarchie und ständisch-repräsentativen Bestrebungen entstand (vgl. Seier, Zur Entstehung, S. 69). Als Mitglied des Verfassungsausschusses war Jordan vor allem mit der Erarbeitung der Grundrechte befaßt. Die vom Verfasser angeführten Sondervoten lassen erkennen, daß nicht alle Vorschläge Jordans in die Verfassung aufgenommen werden konnten. Es wird allerdings nicht immer deutlich, welche der einzelnen Artikel auf Jordans Initiative zurückgehen. So ist etwa die über die Verfassungen der Zeit hinausgehende Gewährleistung des Briefgeheimnisses (vgl. Achterberg, S. 179) in Jordans erstem Entwurf nicht enthalten (vgl. O. Müller, in ZHG 59/60, S. 223). Zudem fehlt die von Seier geforderte genauere Darstellung der Gruppierungen im Verfassungs- und Vermittlungsausschuß. Der Verfasser verweist zwar darauf, daß die kurhessische Verfassung als die radikalste ihrer Zeit bezeichnet wurde, zieht aber keine Vergleiche zu anderen Verfassungen des Vormärz (vgl. dazu Achterberg).

Bei seinen Ausführungen zum Wahlrecht stellt der Verfasser bedauernd die starken Einschränkungen fest, die aber im Vormärz noch allgemein akzeptiert wurden. Darüber hinaus fehlt ein Hinweis auf Art. 66, der für je acht Abgeordnete der Städte und der Landbezirke *keine* Vermögensbegrenzungen vorsah und damit das passive Wahlrecht stärker als in anderen deutschen Staaten ausdehnte.

Auch dem abschließenden Urteil, die Verfassung „hätte den Ausgangspunkt einer Entwicklung zu bürgerlich-demokratischen Verhältnissen bilden können, wenn das Bürgertum zum Kampf gegen die Regierung entschlossen gewesen wäre und auch vor einer Mobilisierung des Volkes nicht zurückgeschreckt wäre“ (S. 67/68), kann man so nicht zustimmen. Es verkennt die Ansätze zu einem Ausbau der ständischen Errungenschaften vor allem unter dem Märzministerium Eberhard und läßt die bedeutende bundespolitische Komponente außerhalb der Betrachtung: Es war ein Beschluß des Deutschen Bundes, der die Verfassung im Jahr 1852 aufhob.

Eberhard Mey

Mogge, Winfried: Wanderer und Zeitgenossen. Unkonventionelle Gedanken zur Hundertjahrfeier des Werratalvereins (= Schriften des Werratalvereins, Heft 8). Selbstverlag des Werratalvereins Witzenhausen 1983, 24 S., geh., über den Verein beziehbar.

Eine Jubiläumsfeier eines Vereins wird häufig mit einem Festvortrag eröffnet. Oft bereitet dieser Vortrag den Verantwortlichen des Jubilars erhebliche Kopfzerbrechen, denn es ist nicht immer leicht, einen und dazu noch den richtigen Vortragenden zu finden. Mit Dr. Winfried Mogge, dem Leiter des „Archivs der deutschen Jugendbewegung“ auf Burg Ludwigstein, hat der Vorstand des Werratalvereins Witzenhausen einen kompetenten und guten Referenten angeboten.

Da bereits eine kritisch reflektierte Vereinsgeschichte vorlag, war Mogge gezwungen, für seine Ausführungen auf ein anderes Thema auszuweichen. Diese Notwendigkeit war für den

Veranstalter und die Zuhörer durchaus kein Nachteil. Mogge entschied sich für eine Betrachtung der wirtschaftlichen, politischen, sozialen und kulturellen Hintergründe der Vereinsentstehung im Jahre 1883, um den Erfahrungshorizont der Vereinsgründer sichtbar zu machen und die Vereinsgeschichte sinnvoll zu ergänzen. Er zog dabei die Entwicklungslinie bis in die NS-Zeit weiter, um auch die in späteren Jahren folgenden Vereinsaktivitäten für die heutigen Mitglieder verstehbar zu machen. Das Ergebnis seiner Bemühungen ist eine lesenswerte Analyse der allgemeinen Zeitumstände mit erfreulichem Tiefgang.

Mogge macht die Annahme, daß soziales und kulturelles Handeln, wozu auch die Aktivitäten der Wander- und Heimatvereine gerechnet werden müssen, Folgen der materiellen und geistigen Ordnung einer Gesellschaft sind, zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Sie werden einmal direkt vom Stand der Produktivkräfte, zum anderen vom allgemeinen Bewußtseinsstand der Menschen bestimmt.

Ausgehend vom Gedankengut der Aufklärung, der Klassik und Romantik, setzt sich der Vortragende mit dem beispiellosen Wandlungsprozeß in Deutschland nach 1871 auseinander, der infolge seiner Rasanz nur eine Generation erfaßte und auf Grund epochemachender naturwissenschaftlicher Erkenntnisse zu einem mächtigen Fortschrittsglauben führte. Besondere Schwerpunkte in Mogges Überlegungen sind die wirtschaftliche und soziale Entwicklung nach der Reichsgründung, der Prestigeverlust des Bürgertums und der Bedeutungszuwachs der Naturwissenschaften. Er betrachtet aber auch die schon früh, z. B. mit dem Philosophen Ludwig Klages, einsetzenden Gegenkräfte gegen eine uneingeschränkte Zukunftsgläubigkeit. Der Appell des Philosophen, „dem materiellen Fortschrittsglauben abzuschwören und die Erde zu retten, solange es noch Zeit“ ist, fand damals schnell Anhänger. Beispiele dafür sind die Entdeckung der Naturheilkunde, das Entstehen der Reformhäuser, die Gründung von Siedlungsgenossenschaften für ein individuelles Leben der Menschen außerhalb der Ballungsräume und vor allem die Jugendbewegung mit all ihren Erscheinungsformen. Auch diese Entwicklung sieht Mogge ganz richtig nicht einseitig; er setzt sich durchaus mit den kritischen Stimmen zur romantischen Zivilisationsflucht der Wandervögel auseinander.

Den Abschluß der Ausführungen bilden Überlegungen zum Begriff „Heimat“. Mogge stützt seine Aussagen auf den Ethnologen Foltin und versteht mit ihm unter Heimat kein Refugium, sondern eine Aufgabe, für die es zu arbeiten gilt. Unter einem derartig dynamischen Heimatbegriff können sich Zusammenschlüsse bilden, in denen jeder Bürger einen Platz finden kann, auch wenn er noch so ausgefallene Forderungen an das Leben stellt.

Mit diesen Gedankengängen findet Mogge nach seiner „Wanderung“ durch die Vergangenheit den Weg zu seinen „Zeitgenossen“ zurück. Er hat sie gleichsam auf ihrem Weg eingeholt und ihnen über einen „Umweg“ eine kritische Zeitanalyse geboten.

Der Vorstand des Werratalvereins hat offenbar schon am Vortragsabend beschlossen, die Ausführungen Mogges möglichst vielen „Zeitgenossen“ zugänglich zu machen und hat deshalb so schnell den Vortragstext, ergänzt durch einen wissenschaftlichen Apparat, als Vereinspublikation vorgelegt. Zur Wahl des Festredners und zur Veröffentlichung des Vortrages muß dem Werratalverein gratuliert werden.

Friedrich-Karl Baas

Bode, Helmut: Johann Ludwig Christ, Pfarrer, Naturforscher, Ökonom, Bienenzüchter und Pomologe 1739–1813. – Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt/M, 1984, 448 S., 20 Bildtafeln, zahlr. Abb., geb. 56,— DM.

Es ist seit langem, spätestens seit August Angermanns kleiner Schrift, bekannt, welche geistigen Leistungsträger aus den deutschen evangelischen Pfarrhäusern hervorgegangen sind. Einer dieser Leistungsträger war Johann Ludwig Christ (1739–1813), der trotz seiner umfangreichen Arbeiten zum Nutzen der Menschen des 19. Jahrhunderts bisher ganz zu Unrecht verhältnismäßig unbekannt geblieben ist. Aus diesem Grunde ist der Versuch Bodes, Leben und Wirken Christs ausführlicher vorzustellen und dem interessierten Leser mit seinem Buch näherzubringen, besonders verdienstvoll.

Der Autor hat seinen umfangreichen Stoff in drei Abschnitte gegliedert. Er macht einmal mit der Lebensgeschichte des Theologen vertraut. In einem zweiten Abschnitt wendet er sich dem Werk Christs zu und macht den Leser in einem dritten Abschnitt mit den Freunden und Kritikern des Geistlichen bekannt. Dieser dritte Teil verdient besondere Aufmerksamkeit, weil er das Werk Christs in einen größeren Zusammenhang stellt und aus der Sicht der Zeitgenossen bespiegelt und bewertet.

Mit großem Gewinn lassen sich auch die anderen Teile lesen. Bodes flüssiger Stil und die Einbeziehung des lokalen Hintergrundes, besonders den Kronbergs, vermitteln ein ansprechendes Zeitgemälde. Es hätten nur die sehr umfangreichen Quellen, die in die Darstellung mit aufgenommen worden sind, zugunsten einer noch besseren Lesbarkeit gekürzt, zusammengefaßt oder in einem Anhang beigegeben werden sollen. Ihr Umfang erschlägt den Leser an zahlreichen Stellen.

Bode beginnt seine Ausführungen mit der Familiengeschichte und zeichnet dann die Lebensstationen Christs nach. Bei der Beleuchtung dieser bilden die schriftstellerischen Arbeiten immer die Schwerpunkte, obwohl sie auch noch gesondert behandelt werden. Die wichtigen Stationen des lutherischen Theologen waren seine Wirkenszeiten in Bergen(-Enkheim) und Berkersheim (1764-1767), wo er seine erste Stelle als Geistlicher antrat. Es folgten Rüdigheim (1767-1776), Rodheim (1776-1786) und schließlich Kronberg (1786-1776). Nicht nur vom zeitlichen Umfang, sondern vor allem infolge der Bedeutung des wissenschaftlichen Schaffens war die Kronberger Zeit die bedeutsamste. Die Jahre in Bergen waren durch die Eheschließung und den Bau der Kirche in Berkersheim, den er mitentworfen hatte, geprägt. In Rüdigheim wurde die junge Familie durch den Verlust der drei ältesten Söhne innerhalb von nur fünf Wochen erschüttert. Der Wechsel nach Rodheim vor der Höhe hatte wohl in diesem Schicksalsschlag seinen Grund. Am neuen Wirkungsort entwickelte sich Christ zum Schriftsteller. Neben seinen Amtsgeschäften fand er die Zeit, neun Bücher und zahlreiche Aufsätze im „Hauauischen Magazin“ zu veröffentlichen. Seine Themen waren Fragen aus der Landwirtschaft, der Bienenzucht und der Naturbeobachtung und -deutung. Von den etwa zehn Beiträgen in dem damals angesehenen Magazin, das von 1778-1785 erschienen ist, behandelten vier ebenfalls landwirtschaftliche Fragestellungen. Besondere schriftstellerische Qualität erreichten die beiden Briefe über die Feldbergwanderungen 1782. Sie wurden von Bode zu Recht ganz abgedruckt, so daß sich der Leser selbst über die sprachgestaltende Kraft Christs ein Urteil bilden kann.

Der nicht alltägliche Wechsel aus dem Hanauischen ins Kurmainzische nach Kronberg war nur durch die guten Beziehungen zum Erzbischöflichen Hof möglich. Sein Wissen über und seine Erfahrungen im Umgang mit Bienen waren hierfür ein Grund. Der Hof hatte durch Christ eine größere Zahl von Bienenstöcken einrichten und aufstellen lassen.

Bei der Stellenbesetzung hatte sich Christ aber gegen mehrere Mitbewerber durchzusetzen, ebenso gegen den Widerstand der Gemeindeglieder und den zweiten Kronberger Amtsbruder, die ihn um keinen Preis haben wollten. Man warf ihm vor, er beschäftige sich mehr mit anderen Wissenschaften als mit der Theologie und seinen Amtsverpflichtungen. Außerdem halte er seine Ehe nicht in Ordnung. Nur mühsam konnte er durch seine Arbeit die Vorbehalte abbauen. Trotz der lange andauernden Querelen und des Todes seiner ersten und bald auch seiner zweiten Frau blieb seine Schaffenskraft ungebrochen.

Nach Abfassung und Durchsetzung einer neuen Kirchen- und Schulordnung wandte sich Christ einem neuen Aufgabengebiet, der Pomologie, zu. Die Obstbaumzucht wurde nach der Bienenzucht sein wichtigstes Arbeitsfeld. Er war auf beiden Gebieten nicht nur Theoretiker. Seine Bücher, die zu einem Teil wahre Volksbücher wurden und mehrere Auflagen erreichten, bauten auf fundierten praktischen Erfahrungen auf. Er gab aber nicht nur praktische Hinweise, sondern erarbeitete auch theoretisch-systematische wissenschaftliche Grundlagen. Über seine Aktivitäten und seinen Arbeitseifer sagt schon die Zahl seiner Publikationen etwas aus. Die selbständigen Arbeiten begannen 1780 und erreichten mit den Neuauflagen nahezu 80 Positionen. Hinzu kamen noch ca. 20 Aufsätze.

Bode stellt die wichtigsten Arbeiten Christs in kritischen Werkbeschreibungen vor, so daß der Leser einen guten Überblick über seine schriftstellerische und wissenschaftliche Arbeit bekommt. Er bildet dabei fünf Gruppen und beginnt mit den Arbeiten zur Naturforschung. Es folgen die Bienenbücher, die Untersuchungen zur Landwirtschaft und zum Weinbau, zum Obstbau und zur Obstbaulehre sowie abschließend die Schriften zum Gartenbau. Bode arbeitet sehr gut den Anspruch Christs heraus, nicht nur als Forscher Ergebnisse publizieren zu wollen, sondern auch die Erkenntnisse zur Anwendung bringen zu lassen. Dafür war Erziehungsarbeit zu leisten, damit die Menschen ihre Gärten besser nutzten und ihre Lebensgrundlage verbesserten. Dieser Erziehungsanspruch ist in allen Schriften Christs erkennbar und erklärt ihre große Wirkung, auch noch lange Zeit über seinen Tod hinaus. Der Einfluß seiner Bücher reichte bis ins Baltikum und nach Ungarn.

Die Arbeit Bodes kann trotz ihres hohen Preises (er erklärt sich aus der guten Aufmachung des Bandes) uneingeschränkt empfohlen werden.

Friedrich-Karl Baas

Niebuhr, Hermann: Zur Sozialgeschichte der Marburger Professoren 1653–1806. Darmstadt und Marburg 1983. (= Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 44).

Niebuhrs „Sozialgeschichte der Marburger Professoren“ konkretisiert sich als Analyse der sozialen Mobilität der angesprochenen Berufsgruppen – im „Vordergrund“ stehen für ihn „der Beruf des Professors und dessen sozialer Status als Ziel wie als Ausgangspunkt sozialer Mobilität“ (S. 1).

Die eigentliche sozialgeschichtliche Untersuchung richtet sich a) auf die Berufe und die soziale Stellung der Vorfahren der jeweiligen Professoren, ihrer Eltern, Schwiegereltern und Geschwister, b) auf ihre Ausbildung, c) den beruflichen Werdegang und d) die ökonomische Situation.

Auf methodischer Ebene bestimmen Prosopographie und historische Mobilitätsforschung den Gang der Untersuchung, quellenmäßige Grundlage bilden die in Marburg gesammelten Leichenpredigten der Zeit sowie Gundlachs *Catalogus Professorum* neben einigen genealogischen Handbüchern.

Wenn schon Niebuhrs Einschränkung der Sozialgeschichte der Marburger Professoren auf die Frage nach ihrer beruflichen Mobilität etwas bedauerlich ist, so vermißt der an Marburger Universitätsgeschichte interessierte Leser an diesem Beitrag vor allem die Marburg-spezifischen Momente. Leider dienen die Ausführungen zur Geschichte der Universität ausschließlich der Begründung des zeitlichen Rahmens (S. 44 ff.) und bilden keine Einheit mit der folgenden Erarbeitung; weder der spezifische Charakter der Philippina noch Marburgs als Universitätsstadt werden ausreichend erklärt. Das einzige, was an Niebuhrs Arbeit den Titel Sozialgeschichte der Marburger Professoren rechtfertigt, ist die Tatsache, daß die erwähnten Hochschullehrer in Marburg lehrten – die näheren Umstände jedoch bleiben unbegründet. Historischer und sozialhistorischer Ansatz stehen sich unvermittelt gegenüber, und der Leser weiß am Ende nicht, was Marburg von Tübingen, Halle oder anderen deutschen Universitäten unterschied, ob die Sozialgeschichte der Marburger Professoren typisch für die deutsche Universitätsgeschichte generell ist oder ob sie Marburg-spezifische Elemente kennzeichnen.

Auch die gewählten Methoden sind zumindest nicht unproblematisch.

Prosopographie und historische Mobilitätsforschung richten sich in erster Linie auf das Verhalten ganzer sozialer Gruppen, vornehmlich der neuesten bzw. der alten Geschichte.

Zudem hängt die Ergiebigkeit der prosopographischen Methode in entscheidendem Maße von der Informationsdichte der benutzten genealogischen Quellen ab. Die gedruckten Leichenpredigten sind Niebuhr zufolge zwar „gewissermaßen eine prosopographische Idealquelle“ (S. 8), Einschränkungen scheinen jedoch geboten, beziehen sie sich „in der Regel (doch) nur auf einen bestimmten Teil des sozialen Spektrums, wobei z. B. die unteren Beamten, weite Teile des Handwerks und die Unterschichten unberücksichtigt bleiben“ (S. 14).

Niebuhr sieht sich also gezwungen, einige zweifellos wichtige Fragestellungen unberücksichtigt zu lassen (Gefühle, Vorurteile, Leidenschaften S. 14) und sich auf die Fragestellungen zu konzentrieren, die die Quellen zulassen (S. 15).

Seine Schlußfolgerung „Die Formulierung eines bestimmten Erkenntniszieles unter Berücksichtigung der genannten Grenzen wird damit zu einer der wichtigsten Voraussetzungen für eine ertragreiche prosopographische Untersuchung“ (ebd.), überzeugt in dem Moment wenig, wo Niebuhr es unterläßt darzulegen, ob nicht durch Hinzufügung anderer Quellen Einschränkungen dieser Art hätten vermieden werden können.

Vorbehalte, die gegenüber der prosopographischen Methode geäußert werden können, richten sich auch auf die Erschließung des Themas mittels der historischen Mobilitätsforschung. Schwerpunkt der historischen Mobilitätsforschung ist die Beschäftigung mit dem 19. und 20. Jahrhundert, hier im besonderen mit den Auswirkungen der Industrialisierung auf die soziale Mobilität der jeweiligen gesellschaftlichen Schichten. Für die früheren Zeiten fehlt häufig die ausreichend breite Materialbasis (S. 17). Hinzu kommt, daß es sich bei der vorliegenden Arbeit um „eine Untersuchung individueller sozialer Mobilität“ handelt (S. 19).

„Aussagen zur Mobilität ganzer sozialer Gruppen sind durch die Themenstellung von vornherein auf die Gruppe der Marburger Professoren beschränkt und auch dann nur vereinzelt und unter Vorbehalten möglich. Vorherrschendes Kriterium zur Beurteilung sozialer Mobilität ist aufgrund der Quellenangabe notwendigerweise der Beruf als häufig einzig verfügbare und untereinander zumindest begrenzt vergleichbare Angabe zur jeweiligen individuellen Position (S. 19).

Soziale Mobilität ist im folgenden eingeschränkt auf den Bereich der beruflichen Mobilität.

Wichtigste Quelle ist für Niebuhr neben den schon erwähnten gedruckten Leichenpredigten der *Catalogus Professorum Academiae Marburgensis* von Franz Gundlach – ein für die Marburger universitätsgeschichtliche Forschung zweifellos unersetzliches Werk. Problematisch dagegen ist die Art und Weise, wie Niebuhr sich auf diese Quellen bezieht. Da werden die laufenden Nummern für die jeweiligen Hochschullehrer von Gundlach anstelle einer näheren Beschreibung übernommen, „33 Johannes Hein und 32 Sebastian Curtius“ z. B. verblüffen den uneingeweihten Leser, nähere Aufschlüsselungen über ihren Werdegang oder auch die Zeit, in der sie an der Philippina lehrten, verbergen sich hinter den *Catalogus*-Nummern, historische Tendenzen kommen so kaum zum Ausdruck, wichtige Interpretationsmöglichkeiten verschließen sich.

Ohne den Blick in den *Catalogus* ist Niebuhrs Studie in weiten Partien ohne wissenschaftliche Aussagekraft – der Preis der Arbeitersparnis durch die enge Anlehnung an Gundlach ist eine auf breite Passagen erstreckte Unlesbarkeit der Dissertation.

Deren genaue Zielsetzung gilt es noch in einigen Sätzen zu rekapitulieren.

Niebuhr sieht die Notwendigkeit seiner Arbeit in dreifacher Hinsicht begründet, „einerseits als Erweiterung des Spektrums prosopographischer Monographien über wichtige soziale Gruppen der Neuzeit, zum anderen als Ansatz zur Präzisierung von bisher vorherrschenden, eher pauschalierenden Aussagen und Urteilen zur sozialgeschichtlichen Bedeutung der Professoren und schließlich als Beitrag zur Geschichte der Marburger Universität“ (S. 42 f.). Wenn der erste Punkt eine gewisse Zufälligkeit in der Wahl des Themas nicht ausschließt („wichtige soziale Gruppe“), so verbleibt auch die folgende Begründung im Oberflächlichen und läßt eine nähere inhaltliche Argumentation vermissen. Ein weiterführender Beitrag zur Universitätsgeschichte Marburgs kann Niebuhrs Arbeit drittens ausschließlich für den bereits universitätsgeschichtlich Vorgebildeten sein, aber auch hier läßt seine Studie – wie bereits erwähnt – viele Fragen offen.

Insgesamt vermißt man eine aus der wissenschaftlichen Thematik abgeleitete Begründung des Ansatzes wie überhaupt an mancher Stelle formale und methodische Überlegungen einen ungerechtfertigt hohen Stellenwert in der Arbeit erhalten.

Gewünscht hätte man sich außerdem eine bessere Abstimmung von historischem und gruppenbiographischem Ansatz aufeinander. Leider stehen die ausführlichen und wichtigen Erläuterungen „Zur Sozialstruktur im Bearbeitungszeitraum“ (S. 21 ff.) recht unvermittelt neben der eigentlichen Untersuchung. Der Zusammenhang von städtischer und ländlicher Sozialstruktur, von Dreißigjährigem Krieg und hugenottischer Einwanderung mit der Mobilität des Professors wird nicht genügend expliziert. Niebuhr versäumt es, diese allgemeinen Erkenntnisse nutzbar zu machen für eine tiefere historische Durchdringung des Themas – so wirkt die vorangestellte historische Übersicht ein wenig wie eine seminaristische Pflichtübung.

Eine Synthese von sozial- und geistesgeschichtlichem Ansatz entbehrt z. B. auch die Einteilung des Bearbeitungszeitraumes in verschiedenen Phasen. Niebuhrs Lösung – fünf Phasen à 37 Jahre (S. 45) – wirkt, zumal ohne eine inhaltliche Begründung, wie eine rein rechnerische Lösung und läßt Zweifel aufkommen an dem wissenschaftlichen Wert der auf dieser Basis ausgeführten Vergleiche im weiteren Fortgang der Untersuchung. Daß diese Phasen häufig nur noch durch die Ziffern 1–5 gekennzeichnet sind, ist für den Leser zudem sehr unerfreulich und mit lästigem Nachschlagen verbunden.

Die eigentliche gruppenbiographische Untersuchung erstreckt sich auf eine detaillierte Materialzusammenstellung und -auswertung anhand von zuvor entwickelten Fragestellungen. Diese Fragestellungen sind zu einem nicht unmaßgeblichen Teil aus einem der konkreten Untersuchung vorangestellten Vergleich mit der sozialen Mobilität von Beamten und Pfarrern gewonnen. Bei diesen Berufsgruppen sei die Materialdichte unvergleichbar größer als bei den Professoren, zudem handele es sich dabei um Gruppen, „die im Hinblick auf den Untersuchungsgegenstand von Bedeutung sind“ (S. 28). Die an den Vergleichsgruppen aufgezeigten Erscheinungsformen von Mobilität bilden dann im folgenden die Kriterien, unter denen auch die Mobilität der Professoren untersucht wird (S. 28).

Die bloße Tatsache, daß sich die Vergleichsgruppen „im Untersuchungszeitraum als Elemente von besonderer Dynamik erwiesen haben“ und daß sie für das Thema „von Bedeutung“ sind“, rechtfertigt zunächst noch keine Ableitung „übertragbare(r) Untersuchungsansätze“ (S. 28). Solange die Vergleichbarkeit der gesellschaftlichen Gruppen nur konstatiert und nicht inhaltlich abgeleitet wird, liegt die Gefahr von Analogieschlüssen nahe, zumal die Materialdichte bzgl. der Professoren ungleich geringer ist als bei den Vergleichsgruppen.

Nicht unproblematisch für eine gruppenbiographische Studie ist zuletzt auch die Tatsache, daß die unter bestimmten Kriterien zusammengefaßten Berufsgruppen häufig nur wenige Personen umfassen und generalisierende Schlüsse schwerlich erlauben. Hier stößt der Ansatz

entschieden an seine Grenzen; Niebuhr ist sich dieses Problems bewußt (S. 146) – zu einer methodischen Neureflexion sah er sich dadurch jedoch nicht veranlaßt. Als einheitliche Ergebnisse seiner Studien hält Niebuhr einen deutlichen Akademikervorsprung bei den Väterberufen fest, allerdings mit abnehmender Tendenz im Bearbeitungszeitraum, er konstatiert, daß es keinen Hang zur isolierten Herausbildung eines Professorenstandes gegeben habe, daß die Kinder der Professoren nicht unbedingt wieder akademische Berufe ergriffen haben, daß die Professorenschaft differenziert war in einen inneren und einen äußeren Kreis. Die Frage nach der Besonderheit der Marburger Entwicklung läßt der Autor auch an dieser Stelle unbeantwortet (S. 146 ff.).

Ingrid Kräling

Weishaupt, Jürgen: Die Märchenbrüder. Jacob und Wilhelm Grimm – ihr Leben und Wirken. Kassel: Thiele & Schwarz 1985, 250 S., 53 z. T. farbige Abbildungen, 26,- DM.

Unter der Vielzahl der weltweit publizierten Veröffentlichungen verdient eine nach dem aktuellen Forschungsstand erarbeitete Grimm-Biographie des Kasseler Redakteurs und Leiters der Presse- und Informationsabteilung der Firma Raiffeisen, Jürgen Weishaupt, besondere Beachtung.

In der perspektivenreichen Darstellung wird das meist in Einzelveröffentlichungen zu einem der Brüder verstreute Wissen und manches eher unbeachtete Detail in einer umfassenden Übersicht integriert. Bestechend ist es dabei vor allem, daß es Weishaupt gelingt, die beiden doch so unterschiedlichen Brüder sowohl in ihrer charakterlichen und denkerisch-wissenschaftlichen Verschiedenheit zu portraituren wie ihre – fast sprichwörtliche – lebenslange Gemeinschaft der Tat verständlich und glaubhaft zu machen. Will man das Besondere des Bandes betonen, so muß man vor allem auf das ständige Bemühen des Autors verweisen, alle wesentlichen Details der Biographie auf den Hintergrund übergreifender Entwicklungszusammenhänge und geistiger Strömungen zu projizieren und die Bedingungen zu erläutern, unter denen die Grimms lebten und arbeiteten.

Im völligen Gegensatz zu dem eher irreführenden, weil ein altes Identifikationsklischee bestätigenden Titel des Buches steht Weishaupts gelungener Ansatz, die bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen der gelehrten Brüder auf vielen weiteren Gebieten (Rechts- und Geschichtswissenschaft, Religion, Mythen- und Sagenforschung, Sprachwissenschaft) aufzuzeigen. Die Märchensammlung ist insgesamt – wenn auch weltberühmt – sicher weniger gewichtig, als die Rolle der Grimms als Begründer der wissenschaftlichen Disziplinen der Germanistik und der „Volkskunde“, wie immer letzteres Fach heute an den Universitäten auch heißen mag.

Die Grimms erstehen in dieser erzählerisch geschickten Faktenkompilation in hautnaher Lebensechtheit – der Band ist eine der Wissenschaft verpflichtete, sie jedoch nicht verabsolutierende Mischung aus historischem Roman und einfühlsamer Biographie. (Der völlige Verzicht auf Fußnoten, die die Wissensherkunft bezeichnen, vermag das Gesamtbild allerdings teilweise zu trüben.)

Wer die Grimms in ihrem Jubiläumsjahr wirklich kennenlernen will – Weishaupts Buch ist ein idealer Einstieg.

Helmut Burmeister

1974/1984 – Zehn Jahre Gesamtschule Felsberg. Herausgegeben von der Gesamtschule des Schwalm-Eder-Kreises Felsberg. Redaktion: Dietrich Bürger, Jörg-Harald Rode, Gerd Roman, Ute Salzmann, Felsberg 1984, 140 S., 100 Abb.

1984 war das Jubiläumsjahr zahlreicher nordhessischer Gesamtschulen. Sie hatten auf Grund ihrer durchaus nicht immer leichten Startbedingungen guten Grund, nach zehnjährigem pädagogischem Wirken zum ersten Mal eine Bilanz ihrer Arbeit zu ziehen. Einige taten das in Form von Festschriften, die in ihrer Intention sehr unterschiedlich ausgerichtet sind. Die Schriften reichen von einer einfachen Darstellung schulischen Lebens bis hin zur wissenschaftlichen Reflexion pädagogischer Tätigkeit.

Die Gesamtschule des Schwalm-Eder-Kreises in Felsberg versuchte, einen Mittelweg zu gehen. Wie aus dem Inhaltsverzeichnis leider nicht sogleich ersichtlich, ist die Schrift in drei Teile gegliedert. Der erste informiert über die Planungs- und Aufbauphase der Schule, behandelt inhaltliche und organisatorische Probleme sowie Fragen des Einzugsbereiches und der

Bauausführung. Es kommen der Schulleiter Johannes Kobs und der Pädagogische Leiter Jörg-Harald Rode zu Wort. Kobs skizziert den „Weg zur Gesamtschule“, Rode informiert über Organisationsform und Arbeitsweise der Bildungseinrichtung. Seine Stichworte spiegeln das pädagogische Programm der Schule. Er behandelt die Frage der Chancengleichheit, der sozialen Integration, der individuellen Förderung und der Durchlässigkeit, stellt weiter aber auch die Arbeit der Förderstufe und der Sekundarstufe I dar. Im zuletzt genannten Abschnitt werden vor allem Fragen des Pflicht- und des Wahlunterrichts bedacht. Den Abschluß des ersten Teiles bilden Hinweise zum Schulverbund aus der Feder von Jochen Steiner.

Im zweiten Teil werden die Fachbereiche bzw. Fächer aus gegenwärtiger Sicht und mit dem Blick auf zukünftige Entwicklungen betrachtet. Aus der langen Auflistung im Inhaltsverzeichnis treten fünf Darstellungen durch ihr besonderes pädagogisches Gewicht hervor. Sie beschäftigen sich mit dem Schulfernsehen, dem Betriebspraktikum, der Schulbibliothek, der Partnerschaft mit behinderten Kindern und mit der „Kromberg-Stiftung“. Vier von diesen Schwerpunkten sollen wegen ihrer Bedeutsamkeit für schulische Arbeit kurz näher vorgestellt werden.

Die Felsberger Schule hat durch zwei größere Projekte pädagogische Pionierarbeit geleistet. Mit dem 1972/73 durchgeführten Bau der damals größten und modernsten Schul-Fernseh-anlage in der BRD konnten erste Erfahrungen mit diesem Medium in der schulischen Arbeit gewonnen werden. Welche Bedeutung dieser Versuch seinerzeit hatte, zeigen die zahlreichen Besucher und die Reaktionen in der in- und ausländischen Fachpresse.

Eine weitere Pioniertat wurde mit der Öffnung der Lehrerbücherei auch für die Schüler und die Erweiterung zu einem allgemeinen Informationszentrum vollbracht. Neu war vor allem die Verwaltung der Einrichtung durch eine ständige Mitarbeit aus der Elternschaft.

Aus der Initiative einer Schulsprecherin entwickelte sich durch behutsame Führung eine Partnerschaft zu behinderten Schülern der Hermann-Schuchardt-Schule in Schwalmstadt-Hephata. Die Gruppe hält ständigen Kontakt und besucht die behinderten Schülerinnen und Schüler zur Durchführung gemeinsamer Aktionen und Veranstaltungen. Es hat sich so ein natürliches Verhältnis zu Behinderten aufbauen lassen, das wesentlich zur Persönlichkeitsbildung der Gruppenmitglieder beigetragen hat.

Etwas Besonderes stellt die „Kromberg-Stiftung“ dar. Durch ein Vermächtnis fiel der Schule eine wertvolle Münzsammlung zu. In jedem Jahr sollen daraus an den besten Schüler aus jedem Schulzweig in Anerkennung der erbrachten Leistung Münzen vergeben werden. Preisvergaben sind bis zum Jahre 2005 vorbereitet.

Eine gute Idee verwirklicht Teil III der Schrift. Hier sind Mitarbeiter, die Kollegen und alle Klassen im Bild festgehalten. Übrigens sind alle Textbeiträge des Bändchens durch gutes Fotomaterial oder durch Zeichnungen sinnvoll aufgelockert. Vermißt werden dabei aber Arbeiten aus der Kunsterziehung. Sie sind besondere Ergebnisse der täglichen Schularbeit und sollten deshalb in der Selbstdarstellung einer Schule nicht fehlen.

Etwas störend wirkt der am Schluß des Heftes angefügte Anzeigenteil. Er ist aber wohl zur Finanzierung der relativ hohen Druckkosten unerlässlich. Im ganzen gesehen ist das Heft eine gelungene Arbeit, die Anerkennung verdient.

Unterschiedlich im Inhalt und auch in ihrer Qualität sind die Schriften der folgenden Schulen, die ebenfalls nordhessische Schulgeschichte darstellen und Beachtung finden sollten: Gesamtschule Bad Karlshafen, Gustav-Heinemann-Schule Hofgeismar, Heinrich-Gruppe-Schule Grebenstein, Freier-vom-Stein-Schule Immenhausen.

Friedrich-Karl Baas

Henn, Ernst: Flurnamen und Triftwege. Frühe Wirtschaftsflächen im Ulfetal und im Ringgau. Marburg/Witzenhausen 1981, 179 S., mit vier Karten (Beiträge zur hessischen Geschichte 9).

In der von Wilhelm A. Eckhardt herausgegebenen Reihe „Beiträge zur hessischen Geschichte“ erschien bereits vor vier Jahren die hier anzuzeigende Arbeit von Ernst Henn, der schon früher als Flurnamenforscher hervorgetreten ist (vgl. ZHG 87, S. 356 f.). In seiner neuen Untersuchung versucht er, mit Mitteln der Sprachwissenschaft ihrem ursprünglichen Bedeutungsgehalt auf den Grund zu gehen und so kulturhistorische und wirtschaftsgeschichtliche Fragen zu klären, für die anderes Quellenmaterial nicht zur Verfügung steht. Sein Augenmerk richtet der Verfasser dabei aber nicht nur auf den Bestand an überlieferten alten Namen, sondern er spürt auch den Resten des einst bestehenden vormittelalterlichen Wegesystems nach, da von dessen Kenntnis ein Teil seiner Wortdeutungen abhängt.

In staunenswerter Weise und sicherlich in langer, mühevoller Forschungsarbeit sammelte der Autor daher mit großem Fleiß alle erreichbaren Flurbezeichnungen von Breitau, Grandenborn, Krauthausen, Renda, Ulfen und Weißenborn, Orten, die heute entweder Sontra oder dem Ringgau zugeordnet sind, also zu Osthessen gehören. Die so gefundenen Namenslisten umfassen fast 100 Druckseiten, wobei auch alle Mehrfachnennungen in den unterschiedlichsten Quellen (Salbüchern, Katasterbüchern, Karten usw.) angeführt sind. Soweit sich aus dem Lautbestand für uns Deutungsmöglichkeiten ergeben, sind sie mit aller gebotenen Vorsicht angeführt, denn gerade der Versuch, eine uns häufig nur in verballhornter Form erhaltene Überlieferung sozusagen rückwärts zu analysieren, kann nur mit äußerster Behutsamkeit geschehen. Sonst könnte allzu leicht bloßem Mutmaßen Tür und Tor geöffnet werden, wofür es Beispiele genug gibt. Der Verfasser war sich jedoch dieser Gefahr bewußt.

Der zweite Teil der Arbeit wertet die Ergebnisse der Sammeltätigkeit aus und sucht sie für die ins Auge gefaßten geschichtlichen Fragestellungen fruchtbar zu machen. Da geht es zunächst darum, ob man aus der ursprünglichen Bedeutung der alten Namen Rückschlüsse auf längst vergangene kulturelle und wirtschaftliche Verhältnisse ziehen kann. Wie weit erstreckten sich zum Beispiel mittelalterliche Gemarkungen, und wie beständig waren die dazugehörigen Grenzen? Kann man vielleicht sogar ein Bild mittelalterlichen Kulturlandes und seiner Wirtschaftsflächen mit dem vorhandenen Namensmaterial nachzeichnen? Und wie stand es mit der Besiedlung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit? Lassen die überlieferten Flurnamen Aufschlüsse hierüber zu? Diese und andere Probleme stehen im Mittelpunkt der Studie.

Als Fazit des einmal beschrittenen Forschungsansatzes zeigt sich, daß Ulfen die älteste Siedlung des Gebietes sein muß, wobei der Name des Ortes noch in die vorgermanische Zeit zurückreicht. Alle anderen genannten Dörfer kann man als Nebensiedlungen des alten Zentrums auffassen. Mit der zunehmenden wirtschaftlichen Erschließung der Landschaft entwickelten sie sich nach und nach bereits in germanischer Zeit, also längst vor ihrer urkundlichen Erwähnung. Um seine These zu stützen, verweist der Verfasser auf die heute noch im Gelände auffindbaren Reste eines weitverzweigten Flurwegenetzes, das offensichtlich von Ulfen ausging, denn von dort wurden die zugehörigen Wirtschaftsflächen erschlossen.

Natürlich bleiben nach der Lektüre des Buches noch einige Fragen offen, worauf übrigens der Verfasser selber hinweist. Ohne ergänzende Funde oder Ausgrabungsergebnisse wird bei dem Fehlen aller schriftlichen Überlieferung für diese frühe Zeit trotz allem Respekt vor den Leistungen der Sprachwissenschaftler so manche Behauptung zweifelhaft bleiben. Darum bedarf es sicher noch weiterer Untersuchungen, um bei dem aufgearbeiteten Material zu endgültigen Ergebnissen zu kommen. Viele in den Text eingearbeitete Karten (nicht weniger als 18!), dazu vier in einer gesonderten Tasche als Anhang, zeigen, mit welcher Sorgfalt Henn die von ihm gefundenen Ergebnisse seiner Forschungen dem Leser zu verdeutlichen sucht. So ist die Beschäftigung mit dieser nicht gerade leicht zu lesenden Arbeit eine Bereicherung unseres Wissens, für die es dem Autor zu danken gilt.

Waldemar Zillinger

Hotzler, Fritz: Wanderungen im Naturpark Meißner - Kaufunger Wald. Stuttgart, Hamburg: Verlag des Vereins Naturpark e. V., 1980.

Der engagierte Heimatkundler und begeisterte Wanderer Fritz Hotzler versucht in dem rd. 90 Seiten zählenden, buntbebilderten Büchlein dem unbekanntem Wanderfreund das Gebiet des Naturparks Meißner - Kaufunger Wald im Norden Hessens zu erschließen. Zahlreiche örtliche und überörtliche Rundwanderwege sind eingehend erläutert und auf schematisierten Karten dargestellt. Auch wer die ausführlichen Eingangsbemerkungen zur Geschichte, Geologie, Pflanzen- und Tierwelt nicht gelesen hat, findet in den Anmerkungen zu den einzelnen Strecken zahlreiche Hinweise auf Details am Wegesrand, auf geschichtliche Hintergründe saganumwobener Relikte der Vergangenheit und wunderschöne Ausblicke auf die vielgestaltige Landschaft mit ihren Dörfern und Städten. Farbige Bildtafeln vertiefen die erläuternden Bemerkungen.

Neben den örtlichen Wanderwegen sind die Hauptwanderstrecken des Werratalvereins, die Gebietswanderstrecken des Hessisch-Waldeckischen Gebirgs- und Heimatvereins sowie die Durchgangswanderstrecken der kurhessischen Wandervereine zur Vervollständigung mit aufgenommen. Das Büchlein ist geeignet, den Wanderfreund von weit und nah zu kürzerem oder längerem Verweilen einzuladen. Der Geschichtsfreund oder Archäologe mag in dem riesigen Waldgebiet zwischen Werra und Fulda auf Grund der Hinweise Hotzlers noch manche Entdeckungen tätigen. Vielleicht sollte bei einer Neuauflage ein Hinweis auf tiefergehende und weiterführende Literatur nicht vergessen werden.

Theodor Leyhe

Häbel, Hans-Joachim: Die Kulturlandschaft auf der Basalthochfläche des Westerwaldes vom 16. bis 19. Jahrhundert. Wiesbaden: Selbstverlag der Hist. Komm. für Nassau 1980. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 27). 483 S., kartoniert, 53 Karten, 14 Abb.

Diese historisch-geographische Arbeit entstand aus einer 1978 in Marburg vorgelegten Dissertation. Sie beschreibt die kulturlandschaftliche Entwicklung des hohen Westerwaldes von der frühen Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert. Voraus geht eine kürzere Untersuchung über die mittelalterliche „Siedlungs- und Wirtschaftsentwicklung bis 1450“. In den folgenden Kapiteln werden Auf und Ab der Siedlungs-, Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung in fünf Abschnitten (1450–1580, 1580–1618, 1618–1650, 1650–1760 und 1760–1866) dargestellt. Die zahlreichen Einzelergebnisse der Untersuchungen sind in 46 Tabellen, 53 Karten und 10 Diagrammen zusätzlich veranschaulicht, wobei die in den Textteil integrierten Karten naturgemäß nur den Charakter von Übersichtsskizzen haben. Dies ist zwar gelegentlich eher vorteilhaft, manchmal vermißt der Rezensent jedoch detailliertere Angaben (z. B. bei Karte 9: Wüstungen).

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß in dem hier untersuchten Gebiet noch bis ins 18. Jahrhundert hinein Wüstungsvorgänge stattgefunden haben (S. 145 ff., S. 255 ff.), während in anderen Teilen West- und Mitteldeutschlands die Wüstungsperiode bereits ausgangs des Mittelalters abgeschlossen war. Diese neuzeitlichen Entsiedlungsvorgänge wurden zu einem erheblichen Teil planmäßig von adligen und klösterlichen Grundherren zwecks Vergrößerung ihres Besitzes herbeigeführt (S. 145 ff.) – eine Parallele zum ostdeutschen „Bauernlegen“, bei dem sich insbesondere Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar hervortat.

Abgeschlossen wird dieser materialreiche Band durch ein Siedlungsverzeichnis (bei den Wüstungen fehlen topographische Angaben!), einem umfangreichen Literaturverzeichnis und dem Abbildungsteil.

Gerhard Sattler

Fröhlich, Hans-Joachim: Alte liebenswerte Bäume in Hessen. Mit einem Vorwort von Ministerpräsident Holger Börner. München: Pro Terra-Verlag 1984, 272 S., Leinen, zahlreiche Abbildungen und Karten.

„Was einer ist, was einer war, beim Scheiden wird es offenbar . . .“ Das in erschreckendem Maße fortschreitende Waldsterben hat verstärkt aufmerksam gemacht darauf, daß mit der sich verstärkenden Gefährdung unserer Wälder nicht einfach eine Rohstoffquelle zu versiegen oder ein Sauerstoffproduzent auszufallen droht, sondern daß es sich bei den Bäumen um Lebewesen mit eigener Geschichte, individueller Gestalt und Arteigenheit und vor allem unverwechselbarer Schönheit handelt. Baum-Bücher, -Kalender, -Poster etc. sind in großer Vielfalt auf dem Markt. Unter diesen Materialien verdient das von dem hessischen Landesforstmeister Prof. Dr. Hans Joachim Fröhlich verantwortete Werk besondere Beachtung. Der großformatige, reich und zumeist farbig illustrierte Band stellt – in Hessen von Nord nach Süd gehend, vom Reinhardswald zum Odenwald fortschreitend – zumeist als Naturdenkmal geschützte „Baumpersönlichkeiten“ (Fröhlich) vor. Eindrucksvolle Gesamtaufnahmen, Details, auch Baumensembles erfassen die (zumeist) Baumriesen in ihrer Artenvielfalt und ihren Biotopbedingungen; die meisten Aufnahmen wirken dabei wie Siegerfotos eines Profiwettbewerbs. „Schönung“ mittels der Kamera konnte aber nicht Anliegen sein, deshalb sind – wie zur Beglaubigung, aber ohne daß es als unnötige Doppelung empfunden wird – vielfach künstlerische Gestaltungen desselben Motivs mit großer Einfühlungskraft hinsichtlich des Layouts beigegeben. Das Kompliment geht hier an den Graphiker Michael Bauer. Gelegentlich vertiefen Gedichte oder kürzere Prosatexte das Thema. Zu jeder Baumpersönlichkeit gehören ein farbiger Kartenausschnitt mit roter Standortmarkierung und eine knappe Zustands- und Altersbestimmung.

Bei den kurzen, regional einordnenden Begleittexten könnte man sich allerdings eine größere Einheitlichkeit der Diktion und höhere Vergleichbarkeit der jeweiligen Angaben wünschen. Touristische Banalitäten könnten im Falle einer Textredaktion ebenso entfallen wie die uneinheitlich praktizierte, in den meisten Fällen zudem überflüssige Zugabe von Gemeindewappen. Störend und als Fremdkörper wirkt es, wenn unlesbare Karten (S. 39) beigegeben sind, wenn in ein eindrucksvolles Foto eine andere Abbildung eingeklinkt ist (S. 221), wenn thematisch sonst unmotivierte Hinweise auf andere touristische Attraktionen des Ortes mittels zusätzlicher (weil für ein ausgeglichenes Layout nötiger) Abbildungen erfolgen (S. 181).

Auch Fehler sollten bei einer späteren Auflage entfallen; der begabte Graphiker an der Wende zum 17. Jahrhundert hieß Dilich (S. 42, nicht Dillich), der preußische Naturdenkmalpfleger in 1906 war Conventz (S. 58, nicht Commenz), die Viehmännin war – trotz Wilhelm Grimms Vorrede zum 2. Band der Märchen – keine „Bäuerin“, sondern Gastwirtstochter und Schneiderwitwe (vgl. S. 39) u. a.

Ein Wort auch zu einem Detail: Daß Theodor Rocholl (S. 58 und 59) zum Mittelpunkt einer Malerschule stilisiert wird, erfreut mich als Leiter eines Museums, das über rd. 370 Originale dieses Malers verfügt, ist aber dennoch sachlich/terminologisch unzutreffend. Auch daß dem Maler S. 272 für seine „kreative Mitarbeit“ gedankt wird, stimmt mich froh; allerdings: Rocholl starb 1933. Leider ist das aus seinen Werken ausgewählte, von ihm mehrfach variierte Motiv der „alten Eiche“ im Druck bis zum Signaturverlust beschnitten worden und auch im Abbildungsnachweis – als Ausnahme! – nicht aufgeführt (S. 272), so daß die Malerleistung dem Interessierten nur bedingt vermittelt wird.

Diese Hinweise dürfen nicht mißverstanden werden; es sind Vorschläge für den Fall einer redaktionellen Überarbeitung.

Der Band selbst begeistert und macht betroffen zugleich. Die Baumpersönlichkeiten treten als lebendige Gestalten, als eindringliche Mahner vor uns hin. Wir wollen gemeinsam hoffen, daß ihre Botschaft noch rechtzeitig gehört wird. Der hier angezeigte Bildband ist das denkbar beste Medium dafür.

Helmut Burmeister

Bonnemann, Alfred: Der Reinhardswald. – Verlag der Weserbuchhandlung, Hann. Münden 1984, 452 S., zahlreiche Tabellen, Grafiken und Abbildungen, maschsch. vervielfältigt, 28,– DM.

Seit langem wünschen sich die Freunde des Reinhardswaldes eine Gesamtdarstellung über dieses großartige nordhessische Waldgebiet. Ganz unerwartet liegt jetzt eine solche vor, dazu noch aus der Feder eines hochgeschätzten Autors, der zwanzig Jahre lang neben seiner Aufgabe als Professor an der Forstakademie als Leiter des Lehrforstamtes Gahrenberg ein hervorragender Kenner des Reinhardswaldes war. Leider konnte er seine selbstgestellte Aufgabe nicht vollenden, so daß Forstdirektor a. D. Rudolf Immel die Arbeit aus dem Nachlaß, überarbeitet und auf den neuesten Stand gebracht, der Öffentlichkeit vorlegen mußte. Immel hat die Gliederung und die Darstellung des Autors weitgehend unverändert gelassen.

Bonnemann versucht, „sein“ Waldgebiet nicht nur aus forstlicher Sicht zu sehen. Seine großen Untersuchungsfelder sind die Geologie, das Klima, der Boden, die Waldgeschichte, aber auch die territoriale Geschichte des Waldgebietes, seine wirtschaftliche Nutzung und auch die rechtlichen Regelungen derselben. Bonnemann geht in jedem Großkapitel weit in die Vergangenheit zurück, um möglichst sichere Hinweise für die Interpretation des Waldzustandes der Gegenwart zu gewinnen. Sein Arbeitsergebnis ist kein Lesebuch, in das man einen Blick zur Entspannung werfen kann. Es ist ein Buch für den Fachmann, für den Forstwissenschaftler, den Biologen, den Historiker und sogar für den Volkskundler. Es bietet unzählige äußerst wertvolle Fakten und Einzelhinweise, die durch ein umfangreiches Stichwortverzeichnis erschlossen werden können. Durch dieses Instrument gewinnt das Buch auch die Qualität eines zuverlässigen und unerschöpflichen Nachschlagewerkes.

Wie im Vorwort vermerkt, bietet die Arbeit Bonnemanns nicht alle in einer Wald- und Forstgeschichte zu behandelnden Fragenkomplexe. Es fehlen z. B. die Jagdgeschichte, Ausführungen zum Neuaufbau des Waldes nach den großen Sturmschäden der siebziger Jahre, Hinweise über die Waldschädlinge und die Bekämpfung oder über das Waldsterben. Sie wären vom Autor sicher bedacht und auch behandelt worden, wenn ihm die Zeit dazu geblieben wäre. Sie noch zu erarbeiten bzw. die vorhandenen Kapitel bis in die Gegenwart fortzuführen, sollte vorrangige Aufgabe für eine Neuauflage sein.

Es bleiben aber noch andere Wünsche offen. Zu einer vollständigen Wald- und Forstgeschichte gehören auch Hinweise zur Flora und Fauna der Boden-, Kraut- und Strauchschicht sowie Ausführungen zu den zahlreichen schutzwürdigen Biotopen des Reinhardswaldes. Vermutlich ist ein Forstmann überfordert, alle diese Aufgabenstellungen abzudecken. Es gibt sicher aber Biologen, Pflanzensoziologen und auch Ornithologen, die Beiträge zu einem geschlossenen Gesamtwerk beisteuern würden.

Das vorliegende Werk hat einen guten Anfang gemacht.

Herbert Schuchart

Wiegand, Thomas: Bäume aus dem Werraland. Eine Fotodokumentation. Schriften des Werratalvereins Witzenhausen, H. 10, Eschwege 1984, broschiert, 194 S.

Der Baum ist der Garant des Lebens. Durch seine Atmung existieren Mensch und Tier, er bietet ihnen Schutz und Geborgenheit und ist zugleich auch der älteste und wichtigste Rohstofflieferant.

Wie geborgen erscheinen das Haus, das Gehöft oder das Dorf unter dem Dach riesiger Bäume. Völlig unbewußt - instinktiv - fügt das malende Kind zu dem Haus einen beschützenden Baum.

Insbesondere große Laubbäume, als Einzelbäume, Baumgruppen oder Alleen in der Feldmark oder in den Dörfern boten dem Landvolk bei der Feldarbeit, dem Vieh auf der Weide oder dem Wanderer und Fuhrmann auf der Straße über Jahrhunderte Schutz vor Sonne, Wind und Regen, sie beschützten das Wild und waren ruhende Pole in der Natur.

Viel zu viele große alte Bäume wurden in den vergangenen Jahrzehnten gedankenlos wegen zweifelhafter Straßenplanungen und Baumaßnahmen, wegen fortschreitender Technik in der Landwirtschaft, Betonierung der Ansiedlungen, mangelnder Pflege und aus vielen anderen Gründen beseitigt.

Vor dem ernsten Hintergrund des fortschreitenden Waldsterbens ist ein Bewußtseinswandel hinsichtlich der Bäume eingetreten. Diese Besinnung auf die Bedeutung von Bäumen für unser gesamtes Leben bezieht sich aber im allgemeinen auf deren Ansammlung: auf den Wald.

In der vorliegenden Fotodokumentation, die Portraits von 60 bedeutsamen Bäumen des Werralandes zeichnet, wird deutlich, daß ein einzelner Baum oder eine Baumgruppe mehr ist, denn dem Beschauer und Leser wird erfahrbar, daß ein Baum durch sein Alter, seine Größe und seine historische Bedeutung zu einer Persönlichkeit wird. Die Schönheit und Einmaligkeit dieser Bäume ist in einer meisterhaften Fotoserie dargestellt, wobei der Verfasser nach eigenen Angaben (vgl. d. Einleitung) eine Reduzierung der Farben auf Grauwerte vorgenommen hat, um durch diese Abstraktion zu einer deutlichen Aussage zu kommen. Den Bildern gibt der Verfasser Angaben über die Geschichte, die Größe, das Alter und den genauen Standort der Bäume bei. Interessante Begebenheiten, wie Geschichten von Dorflinden und -angern, Brauchtum in Verbindung mit Bäumen, Beschreibung des Obstbaues, der Waldformen und charakteristischer Bäume des Werralandes gehören zum Hauptteil des Buches. Ein Beitrag zum Naturschutz sowie Ratschläge zur Baumpflege, Erläuterungen zur Entstehung von Baum Schäden und eine übersichtliche Bestandsaufnahme aller Bäume mit Namen sowie aller Dorfanger im Werraland runden das Werk ab. Wäre nicht jeder Baum selbst bereits ein Denkmal, so könnte man sagen, Thomas Wiegand habe den schönen und bedeutsamen Bäumen ein Denkmal gesetzt.

Für die Idee dieser Bestandsaufnahme und die geleistete Arbeit ist dem Verf. zu danken. Es bleibt zu hoffen, daß ihm andere in vielen Kreisen nacheifern. *Helmut König*

Carstensen, Richard (Hrsg.): Typisch Niedersächsisch. Einst und jetzt - Land zwischen Nordsee und Harz, Elbe und Weser. Würzburg, Weidlich 1985, 176 S., gebunden mit Glanzfolienüberzug, 28,- DM.

Der Weidlich-Verlag legt mit Carstensen's Textkompilation ein Lesebuch vor, das mit einer Vielfalt von Geschichten aus dem im Untertitel bezeichneten Bezugsraum recht ambitioniert einen bestimmten Stammescharakter erfassen will.

Nett sind sie allemal, diese Anekdoten, Sagen, Märchen, Lieder, Erinnerungen, Kurzbiographien, historischen Schilderungen, Gedichte, Aktualitäten, Banalitäten . . . Nur „zusammengestellt“ will dieser ach so bescheidene Richard Carstensen die Lesestücke haben, wie ein Titelvermerk besagt. Nun, man muß sie schon einzeln durchzählen (das sehr kurze Inhaltsverzeichnis schweigt hier), um herauszufinden, daß neben 20 Gedichten und Liedern zwar 56 fremde Texte (Goethe, Heine, Löns, Paula Becker und dutzende anderer Autoren) Berücksichtigung finden, daß aber auch - Carstensen, der Fuchs, hat sie eingeschmuggelt (typisch niedersächsisch?) - 40 (!) eigene Texte und Textchen des Herausgebers abgedruckt sind (immer mit dem vollen Namen des Zusammenstellers; als Ausweis des Leistungsstolzes typisch niedersächsisch?). Wer den Band gekauft hat, muß mit diesem krassen Mißverhältnis leben.

Zwar gebärdet sich der Herausgeber in seiner „Einführung“ durchaus ernsthaft und will gar glauben machen, daß „vielerlei Einheitliches in ihrer Wesensart“ die Niedersachsen von heute prägt, und er weiß auch, woher es kommt, daß der Menschenschlag in „dieser Landschaft“ (mit-

hin von der Nordsee bis Hann. Münden!) „in seinen Anlagen bewußt zurückhaltend und beharrlich in seinem Denken“ ist: „Diese Übereinstimmung des Volksstammes reicht bis auf die Sachsen im frühen Mittelalter zurück.“ Die Frage z. B. nach der Existenz der Friesen, der Flüchtlinge oder anderer Personengruppen drängt sich auf und enthüllt sich zugleich als überflüssig – so ernst möchte, kann der Band nicht genommen werden. Man würde dutzende von Einwänden erheben müssen (warum werden Verfasseramen mal vollständig, mal verkürzt zitiert, warum ist der Literaturnachweis so ungenau, woher hat Carstensen sein eigenes Wissen, wer ist Frau Marie-Luise, warum hat Carstensen in die übernommenen Texte eingegriffen, wieso . . . ???) – sie verbieten sich angesichts der lockeren, netten, unterhaltenden, aber letztlich unverbindlichen Zusammenstellung. Klüger ist man nach der Lektüre durchaus ein wenig, wenn auch der Blick auf das „typisch Niedersächsische“ durch diesen Band eher verstellt als erhellt wird.

Die ansprechenden Zeichnungen der Zwischentitel stammen von Helmut Hellmessen/Maintal; die bis zur Textverwischung durch Druckerschwärze verunzierten Seiten (u. a. S. 75, 78) verantwortet eine Firma in Gerabronn.

Diese nicht allzu begeisterte Einschätzung des angezeigten Bandes mag von der Blindheit des Rezensenten zeugen – aber die ist eben „typisch hessisch“.

Helmut Burmeister

Adam, Philipp Ludwig (Hrsg.): Das Königreich Württemberg nebst den von ihm eingeschlossenen Hohenzollern'schen Fürstenthümern. Würzburg: Weidlich Reprints 1984, 216 S., 48 Stahlstiche im Duplexverfahren gedruckt, EfaIn, 42,- DM.

Der Nachdruck des durch 48 Stahlstichtafeln verzierten Bandes „Das Königreich Württemberg“ von 1841 befriedigt den Bedarf nicht nur der Liebhaber bibliophiler Ausgaben oder der Sammler alter Ansichten. Die Bedeutung der Abbildungen – aber auch der begleitenden, oft auf längst verlorenen Archivalien basierenden Ortsgeschichten – für die heutige Denkmalpflege ist unbestritten. Trotz der biedermeierlichen Verklärung und trotz manch „romantischer“ Zutat haben die sehr exakten Stahlstiche des vorigen Jahrhunderts einen hohen Informationswert, der dabei selbstverständlich abhängig ist von dem gewählten Darstellungsthema (Stuttgart – Marktplatz verdient hier ungleich viel mehr Interesse als Stuttgart – Gesamtansicht aus der Ferne usf.). Reizvoll und durchaus „bezaubernd“ (Klappentext) sind diese Abbildungen durch ihre Sujets, die in ihrer liebevoll skizzierten Vielfalt das Leben der Menschen in mancherlei Ausprägungen einfangen. Die Arbeitswelt in zahlreichen Varianten (Weinbauern, Landwirte, Hirten, Sandgräber, Wäscherinnen, Flußschiffer etc.), Sonntagsausflüge, Kirchgänge, Maler und Wanderer beim Landschaftsgenuß und sogar Soldaten mit gefesselten Gefangenen – all das haben die bedeutenden Zeichner und Stecher jener Zeit mit einer eindrucksvollen Liebe zum Detail erfaßt und im Vordergrund der perspektivengenau dargestellten Höhepunkte der württembergischen Landschaft plaziert.

Der Band ist eine am besten mit der Lupe zu genießende, im Original kaum noch komplett greifbare Lese- und Anschauungsfreude.

Helmut Burmeister

Schönes Thüringen. Ein Bildband der Heimat. – Mit 96 Fotografien und einer kulturgeschichtlichen Einleitung von Karl Rauch. – Verlag Weidlich, Würzburg 1985.

Man muß den Leser (und noch mehr den Betrachter dieses Bildbandes) darauf hinweisen, daß es sich um die 6. unveränderte Auflage dieses Buches handelt, das bereits 1957 herausgegeben wurde. Schon allein deshalb kann es kaum mehr als ein Erinnerungsbuch sein. In vielen der bildlichen Darstellungen entspricht es nicht mehr dem gegenwärtigen Stand der Dinge. Dreißig Jahre sind eine lange Zeit, und nur die Älteren wissen, wie es bei uns zehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg aussah. Wie sich damals Thüringen zeigte, das haben noch viel weniger in Erinnerung.

Inzwischen hat sich auch dort manche bauliche Veränderung in den Städten ergeben, wenn auch, gemessen an der Bundesrepublik, alles nur sehr langsam und zögernd voranging, und dann auch überwiegend an besonders attraktiven Schwerpunkten.

Mit den heute zur Verfügung stehenden technischen Mitteln der Photographie kann man außerdem Städte und Landschaften anders darstellen, als es zur Zeit der Entstehung dieses Buches möglich war. So hat sich für den Thüringenkenner zuviel Grau und Kontrastlosigkeit eingeschlichen, und auch das macht es zum reinen „Erinnerungsbuch“.

Wer heute nach Thüringen fährt, und wir wünschten, daß es recht viele täten, der kann ganz andere Eindrücke gewinnen. Das schließt aber nicht aus, daß es noch immer zuviel herabgefallenen Putz und Farblosigkeit an den Häusern gibt. Das bestimmt wesentlich das Bild der Dörfer und Städte, wenn es sich auch nicht gerade um bekannte Schauobjekte wie Wartburg, Naumburger Dom u. a. handelt.

Vielleicht sollten wir gerade deshalb dankbar sein, daß es dieses Buch gibt, denn wenn an unseren Schulen kaum noch die Namen der Städte bekannt sind – 100 km und weniger östlich von uns – wie sollen wir da eine optische Vorstellung erwarten? Dabei haben Städte wie Meiningen, Gotha, Jena, Saalfeld, Rudolstadt doch alle ihre historische Bedeutung, ebenso wie viele kleinere Orte, Dornburg, Arnstadt, Schleusingen, Ilmenau, und die sie umgebenden Landschaften. Und da entsteht auch die Verbindung zur Kulturgeschichte. Schließlich war Bach, lange bevor er der große Thomaskantor wurde, Organist in Mühlhausen und Arnstadt, und Dornburg gehört einfach zu Weimar und Jena.

Von Weimar, Erfurt, Eisenach und den weiten Waldlandschaften Thüringens gibt es viele und schöne Aufnahmen.

Die Einleitung, mit fünfzehn zweiseitigen Seiten, kann man zu Recht als eine kleine Kulturgeschichte des Landes ansehen. Mit äußerster Konzentration werden geographische, geologische, botanische, wirtschaftspolitische, kulturhistorische und politische Aspekte angesprochen. Es könnte ja sein, daß die manchmal nur stichwortartige Aufzählung Thüringer Berühmtheiten Anregungen gibt, sich intensiver mit dem „grünen Herzen“ zu beschäftigen.

Nicht gering geachtet werden sollte auch die Kartenskizze des ehemaligen Landes Thüringen im Vorsatz. Nach der Zusammenfassung der vielen Kleinstaaten und der unendlich reizvollen Residenzen zu einem Lande ist es nun wieder in die Anonymität sogenannter Bezirke mit Bezirkshauptstädten zerfallen. Es ist erstaunlich und manchmal kaum zu glauben, wie wenig ganz allgemein noch von Thüringen bekannt ist. Wo es liegt? – „Auf dem Wege nach Polen kommt man daran vorbei“, sagte mir ein Völkerkundestudent vor gar nicht langer Zeit. Viertes Semester! Sollte es sich da nicht lohnen, in diesem Buch zu blättern und zu lesen!?

Walter Dietrich

Heinrich, Gerd (Hrsg.): Berlin und Brandenburg. Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Bd. 10. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 1985, 582 S., 10 Karten, 15 Stadtpläne, 4 Stammtafeln, Leinen, 2. verb. u. erw. Aufl., 29,80 DM.

Als Band 10 der Krönerschen „Handbücher der historischen Stätten Deutschlands“ erscheint „Berlin und Brandenburg“ in 2., verbesserter und erweiterter Auflage. Vor dem Hintergrund weiter erleichterter Reisemöglichkeiten kommt diesem auf jüngsten Forschungsergebnissen basierenden Führer, auf den uneingeschränkt alles Lob für die anderen Ausgaben der Reihe übertragbar ist, eine erhöhte Bedeutung für den Besucher des geteilten Berlin und der ehemaligen Provinz Brandenburg zu.

Das Vorwort versucht eine Definition der „historischen Stätten“ und leitet daraus eine möglichst breitgefächerte, nicht vorthematisierte Darstellung aller jener Plätze ab, an denen „Geschichte“ stattgefunden hat, vor allem wo sie „erlitten“ wurde. So sind alle Städte in Berlin-Brandenburg, die Klöster, Kathedrankirchorte, Burgen(reste), Adelsherrschaften, Industriestandorte, Gedenkstätten und Schlachtorte von überregionaler Bedeutung, aber auch ur- und frühgeschichtliche Fundstätten in alphabetischer Folge erfaßt. Obwohl ein inneres Ordnungsschema der einzelnen Artikel infolge durchaus vergleichbaren Strebens nach Genauigkeit erkennbar ist, bleibt doch jeder Beitrag deutlich die individuelle, an den eigenen Forschungsinteressen orientierte Leistung eines der 25 meist akademischen Mitarbeiter dieses Bandes. Alle Artikel geben – platzsparend und zugleich vorbildlich – in einem vom Herausgeber verantworteten Anhang Hinweise auf weiterführende oder ergänzende Literatur. Mit dem Blick auf das ausgezeichnete Literaturverzeichnis (S. 503–536) gewinnen diese differenzierenden Einstiegshinweise an Gewicht. Die zweite Auflage leistet mit ihrer Überarbeitung und Aktualisierung ein übriges. Vorzüglich müssen die Tafeln, Karten, Pläne und vor allem die Register genannt werden.

Der Band ist für alle – den Fachhistoriker, den Heimatforscher, den Lehrer, den Studenten, den historisch oder allgemeiner heimatkundlich interessierten Laien – ein in seiner Vielfalt kaum auszuschöpfendes Hilfsmittel. Mit Hilfe des Buches wird es möglich – und hierin ist dem Herausgeber (S. XII) zuzustimmen –, „daß die Geschichtslandschaft Berlin-Brandenburg als solche, als Teil des Vaterlandes der Deutschen und als ein Stück europäischer Mitte gekannt, verstanden und unbefangenen erforscht wird“.

Helmut Burmeister

Das Hildebrandlied. Faksimile der Kasseler Handschrift mit einer Einführung von Hartmut Broszinski. Kassel: Johannes Stauda-Verlag 1984, 32 S., davon 2 S. Farbfaksimile, 28,— DM.

Die germanistische Wissenschaft muß hier nicht bemüht werden; die Bedeutung des einzigartigen Hildebrandlied-Fragments aus der Kasseler Handschriftensammlung für die Literatur-, Sprach-, Sozial-, Rechts- und Glaubensgeschichte wird als bekannt vorausgesetzt. Der hier angezeigte Band I der „Pretiosa Cassellana“ innerhalb der von der Gesamthochschule Kassel herausgegebenen Reihe „Kasseler Semesterbücher“ ist wegen seiner insgesamt aufwendigen, u. a. platzverschwenderischen Gestaltung selbst eine bibliophile Kostbarkeit. Der 32 x 24,5 cm große Band bietet das Faksimile der Kasseler Handschrift im Vierfarbendruck, die althochdeutsche Textfassung in Anpassung an die Zeilenfolge des Fragments, dazu die die Originalaufteilung nachvollziehende hochdeutsche Übersetzung, danach die rekonstruierten althochdeutschen Stabreimzeilen. Diese Texte entsprechen unzweifelhaft den Bedürfnissen des Lesers. Darauf aber folgt „in Anlehnung an“ (!) ein englisches Handbuch von 1976 zur althochdeutschen Literatur die englische Übersetzung des Liedes; die weiteren – französischen und spanischen – Übertragungen sind als Leistungen von GhK-Mitarbeitern ausgewiesen. Die russische Übersetzung schließlich – in kyrillischer Schrift und mit kyrillischer Quellenangabe (man erkennt „Moskau 1936“) – ist in dieser Darbietungsform eine völlig überflüssige Spielerei. (Zahlreiche andere Sprachen hätten ein keineswegs uninteressanteres, aber sicher vergleichbar unidentifizierbares Schriftbild geboten.) Verständlich, daß im gesamten Band weder gerade diese Übertragungen noch umgekehrt z. B. die Außerachtlassung der (hier thematisch und lexikalisch naheliegenderen) skandinavischen Sprachen gerechtfertigt werden. Letzteres geschieht, obwohl H. Broszinski als Kommentator hinsichtlich der Übersetzung des Hildebrandliedes selbst den Hinweis gibt, daß man „zur Bestimmung mancher Wörter auf andere germanische Sprachen zurückgreifen“ müsse und z. B. zur Textrekonstruktion „vergleichbare poetische Denkmäler der nordischen Literatur mit in die Betrachtung“ einbezogen werden müssen. Broszinskis „Einführung“ zur Gestalt des das Lied als Schreibübung enthaltenden Gesamtcodex, zur Schriftform und Datierung sowie zur Geschichte der Handschrift spiegeln den aktuellen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis. Auf schwankenderem Boden bewegt er sich nach eigenem Bekunden bei der sprachlichen Herkunftsbestimmung und der Interpretation des Gedichtes; hier ist die wissenschaftliche Diskussion nicht abgeschlossen. Gleiches gilt für die Auseinandersetzung mit der Form des Liedes und der Begründung seiner Niederschrift.

Broszinskis Verdienst ist es dabei, die Problemkonstellation umfassend aufzuzeigen, ohne dabei der Versuchung zu erliegen, eine eigene Lösung anzubieten, wie sie – Natur der Sache – üblicherweise als Ergebnis der diesbezüglichen Auseinandersetzung formuliert wird. Seinen Schlußworten für diesen „Ehrenband“ für das Sprachdenkmal „Hildebrandlied“ ist zuzustimmen: „Das Wichtigste aber sind nicht diese Lesehilfen, das Wichtigste ist die Handschrift selbst, fern aller Philologie“.

Helmut Burmeister

Lennartz, Franz: Deutsche Schriftsteller des 20. Jahrhunderts im Spiegel der Kritik. Stuttgart, Kröner 1984, 3 Bd. + Registerband, 1949 + 155 S., kartoniert im Schuber, 58,— DM.

Der Lennartz – das berühmte Lexikon der deutschen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts – hat nicht nur die literarische Geschichte erfaßt und erforscht, es ist inzwischen mit seinen zahlreichen Auflagen (I. – 1938, II. – 1978) und seiner fast immer veränderten textlichen Zusammensetzung selbst zum Gegenstand der Forschung geworden (vgl. Diss. von D. Rune, Stockholm 1969).

Lennartz hat unter dem Gesichtspunkt der Häufigkeit der Begegnung mit lebenden oder schon verstorbenen Autoren in einer bestimmten Zeit (heißt: zum Zeitpunkt der diversen Auflagen) eine keineswegs unanfechtbare, weil vor allem in dem Grenzbereich eher subjektive, dennoch aber vertretbare Auswahl unter allen deutschsprachigen Schriftstellern unseres Jahrhunderts getroffen. Ohne dabei im eigentlichen Sinne literaturgeschichtliche Zuordnungen, mithin Wertungen zu versuchen, hat Lennartz immer dieses auf den ersten Blick vielleicht sogar oberflächliche Prinzip der Häufigkeit der Begegnungen mit einem Namen in der öffentlichen Diskussion walten lassen. Er ist so zu durchaus wissenschaftsrelevanten Zusammenstellungen gekommen, die nicht nur – unter zeitgeschichtlichen Aspekten interessante – politische Einflußnahmen auf die literarische Welt (vgl. die Aufsätze aus der 1.-4. Auflage), sondern auch

allgemein den „Zeitgeschmack“ erkennen lassen. Lennartz hat sich immer als objektiver Chronist verstanden, dessen alleiniges Ziel die Sichtbarmachung der jeweils gültigen literarischen und damit insgesamt der geistigen Tendenzen einer Zeit war.

Die von Auflage zu Auflage veränderten Nennungen haben es nun nahegelegt, in dieser neuen Ausgabe einmal alle Autoren von der ersten bis zur elften Auflage zusammenfassend darzustellen und so – losgelöst von eben jenen Zeitabhängigkeiten – das Gesamtbild der deutschen Schriftstellerei und Dichtung im 20. Jahrhundert entstehen zu lassen.

In dieser 845 Einzeldarstellungen umfassenden Überschau finden sich – fotomechanisch integriert und mittels nur einer Zusatzzeile eingeordnet – die jeweils letzten Berichte über einen Autor im Originalwortlaut unkommentiert in alphabetischer Folge nebeneinander. Manch jüngerer Benutzer mag vor allem bei den Auszügen aus den ersten vier Auflagen irritiert sein durch die Wiedergabe der zeitgenössischen Gründe einer Bewertung, ggf. einer ideologisch motivierten Hochschätzung des betreffenden Autors. Gerade weil sich Lennartz nie wertend und selbständig ordnend über seine Zeit erhoben noch sich ihren Wertkriterien uneingeschränkt unterworfen hat, weil er aber auch nie andere Bewertungssysteme als das eine der Begegnungshäufigkeit mit einem Autor in Lob oder Kritik hat gelten lassen, werden seine biographischen Notizen zu originären zeitgeschichtlichen Quellen.

Sachlich, aber mit viel Liebe für das biographische Detail, werden alle erreichbaren Angaben zum Leben eines Autors, zu seinen literarischen Aktivitäten, zu seinem Gesamtwerk gesammelt und flüssig lesbar aufbereitet. Angaben zum Inhalt der Werke und zur Rezeption finden sich neben Kritiken aus verschiedenen Lagern; Auflagenhöhen, Ehrungen für den Autor und ggf. Sekundärliteratur sind genannt. Die relative Erscheinungsdichte seit 1938 war dabei gleichbleibend Garant der Aktualität.

Für die deutsche Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts ist der *Lennartz* ein absolut unverzichtbares Nachschlagewerk; der Verlag tat gut daran, seinem Autor dieses Geschenk eines vollständigen Sammelbandes zum 75. Geburtstag zu machen. Daß dieser noch umfangreicher geriet, als selbst die Planer es gedacht hatten, wird aus dem Vorwort des Kröner-Verlags deutlich: Der dokumentarische Anhang zu den diversen Veränderungen innerhalb der elf Auflagen und das Werkregister finden sich nicht – wie dort S. XVI angekündigt – „im dritten Band“, sondern in einem eigenen, 155 Seiten starken Registerband. *Helmut Burmeister*

Lurker, Manfred: Lexikon der Götter und Dämonen. Namen, Funktionen, Symbole/Attribute. Stuttgart: Kröner 1984, 448 S., 105 Abb., Leinen 48,- DM.

Das hervorhebenswert Besondere dieses mythologischen Lexikons ist unzweifelhaft der Versuch einer Kompilation eines sonst eher verstreuten Wissens über die Götter und Dämonen vieler verschiedener, zeitlich und räumlich getrennter Kulturkreise in einem einzigen Band. Unter ca. 1800 Lemmata werden – so der Klappentext – „alle wichtigeren Götter und Dämonen von den alten Kulturvölkern bis zu den jetzigen Religionen in einer global angelegten Übersicht“ dargestellt; die „sogenannten Naturvölker“ werden „in zahlreichen Beispielen“ berücksichtigt. Über den Sinn dieser erdballumspannenden Zusammenstellung wird man streiten können; die „Vielfalt menschlicher Bestrebungen, die Welt im Mythos zu begreifen“, ist eine eher vordergründige Legitimation des Bandes. Die Kürze der Einzelartikel erlaubt ein aus umfassendem Kenntnisnehmen wachsendes Begreifen nicht oder nur bedingt. Ein hilfreiches Nachschlagewerk für den, dem Name oder Funktion oder Herkunft eines Gottes/Dämonen unklar sind, der nur eines kurzen Hinweises bedarf, ist der Band allemal; tiefergehende Studien verstellt er jedoch, da er – wie leicht wäre so etwas möglich gewesen! – die beigegebene (nur: Auswahl-)Bibliographie nicht in den Lexikonteil integriert. Das System der Zusammenstellung ist zudem wertend; Jesus Christus ist unter keinem der Namensbestandteile verzeichnet („aus verschiedenen Gründen“ – heißt?, vgl. Vorwort S. IX), als Deutungsparallele findet er sich immerhin unter „Devel“, dem Zigeunerwort für „Gott“. Dreifaltigkeit, Gottvater o. ä. fehlen, der christliche „Teufel“ versteckt sich – ohne Querverweise – hinter „Luzifer“ und „Satan“. Jahwe, Buddha, Allah dagegen sind mit kurzen Artikeln in diesem Lexikon der Götter und Dämonen vertreten; der griechische Dionysos genießt von allen quantitativ die bei weitem größte Aufmerksamkeit. Ohne erkennbare Prinzipien ist die Einbringung der spärlichen und abbildungstechnisch verschiedenen Illustrationen. Gerade weil die ikonographische Ausdeutung in diesem Band eine wesentliche Rolle spielt, hätte man sich eine reichere Abbildungsauswahl gewünscht. Globusumfassende Gemeinsamkeiten der Göttersichten wären so wirklich verdeutlicht worden. Dies hätte auch deshalb um so näher gelegen, als das wirklich ausge-

zeichnete Schlagwortregister der Funktionen und Symbole/Attribute der Gottheiten genau diesen vergleichenden Ansatz wählt.

Drucktechnisch ließe sich als Lesehilfe sicher eine Unterscheidung verschiedener Kulturkreise – soweit das nicht in einem besonderen Register erfaßt würde – möglich machen. Dies ist u. a. deshalb erforderlich, weil die zuordnenden Adjektive – etwas unsystematisch – durchaus nicht immer dem Lemma folgen, sondern gelegentlich im Text versteckt oder nur über Querverweise zu erschließen sind.

Insgesamt ein Nachschlagewerk, dessen Bedeutung durch relativ geringfügige Eingriffe/Ergänzungen erheblich gesteigert werden könnte.

Helmut Burmeister

Simek, Rudolf: Lexikon der germanischen Mythologie. Stuttgart, Kröner 1984 (Kröners Taschenausgabe, Bd. 368), 14+526 S., Leinen, 32,— DM.

Im Rahmen seiner formidablen Edition von Nachschlagewerken legt der Kröner-Verlag Simeks Handbuch zur germanischen Mythologie vor, das alle an ein Lexikon zu richtenden Forderungen in qualitativ eindeutiger Weise erfüllt; es finden sich eine lückenlose Dokumentation, präzise und verständlich gefaßte Darstellungen, ein geschicktes Verweissystem und ein exzellentes Literaturverzeichnis mit mehr als 1500 Titeln (S. 479–529). Als Stichwörter sind alle Namen und Begriffe (dabei u. a. auch archäologische Befunde) aufgenommen, „die für die germanische Religion direkt relevant sind“ (Simek S. IX), dazu alle jüngeren, mythologisch gebundenen Namen der Edda Snorri Sturlusons und aus den Edda-Liedern. Hinzu kommen einige wenige Lemmata wie z. B. „Forschungsgeschichte“ oder wie Namen der wichtigsten Persönlichkeiten der Erforschung und Darstellung der germanischen Mythologie („Snorri Sturluson“, „de Vries“, „Wagner“ u. a.). Die Wissensherkunft ist durch Zitate oder Paraphrasen der germanischen, also meist der skandinavisch-isländischen Literatur belegt; soweit – was ja durchaus bei vielen Figuren, Symbolen, Motiven der germanischen Mythologie nicht der Fall ist – weitergehende Literatur existiert, ist diese wissenschaftlich exakt in einer Fußnote vermerkt. Die Aktualität der Nennungen und Bezugnahmen bei diesem Band (einschließlich der Forschungsergebnisse des Jahres 1983!) ist besonders hervorhebenswert.

Obwohl dieser Ansatz in sich sicher besonders problematisch ist (Wertungsfragen, Art der Kenntnisnahme!), macht Simek auch den Versuch, exemplarische Hinweise zu geben auf die künstlerische Rezeption der Stoffe in der Neuzeit. So findet man unter „N“ für „Nachleben“ Einzelnennungen (vgl. „Frodi“ mit Hinweis auf Tolkiens „The Lord of the Rings“) ebenso wie nach Literatur, bildender Kunst und Musik differenzierende Aufgliederungen bei Vielfachrezeption (vgl. z. B. „Walküre“). Für die Begriffsbestimmung konsultierte (meist etymologische) Wörterbücher sind im Literaturverzeichnis nicht mehr aufgenommen, finden sich aber gelegentlich als Fußnoten.

Das Lexikon ist uneingeschränkt empfehlenswert.

Helmut Burmeister

Schindehütte, Albert: Krauses Grimm'sche Märchen. Mit vielen zeitgenössischen Bildern und einem Findemärchen nebst Anmerkungen zur Heimatkunde. Kassel, Johannes Stauda Verlag 1985, 136 S.

Ein Buch, das man nach der Lektüre mit sehr geteilten Empfindungen aus der Hand legt.

Es ist reizvoll, die von dem verabschiedeten Dragonerwachtmeister Johann Friedrich Krause stammenden Märchen einmal in der Originalfassung, also ehe Wilhelm Grimm sie einer glättenden Bearbeitung unterzog, kennenzulernen. Die Mitteilung der Briefe Krauses an die Brüder (in Krausescher Originalorthographie), die Angabe über seine Herkunft und Lebensumstände machen die Darstellung farbig und lebendig. Die beigegefügtten Zeichnungen und Vignetten von der Hand des Herausgebers sind eine passende Ergänzung.

Leider aber hat den Herausgeber der Ehrgeiz getrieben, sich mit einem „Findemärchen“ selbst als Schriftsteller zu betätigen. Die bemüht „volkstümliche“ Sprache, die „Verfremdung“ lebender Personen (der Grimm'sche Leibkutscher Rölleke, der Professor O. Skarblase), das alles wirkt krampfhaft und abgeschmackt bis zur Peinlichkeit.

Ein paar kleine Ärgernisse am Rande: Wer den Herkules als „feudale Marotte“ bezeichnet, verrät, daß ihm für den großen Gedanken, den Landgraf Karl durch die Anlage des Bergparks ausgedrückt hat, jedes Verständnis fehlt.

Die hessischen Gardes du Corps und Leibdragoner sind keineswegs, wie Herausgeber offensichtlich abwertend sagt, eine bloße Repräsentationstruppe gewesen, keine „Art von Wachbataillon“, wie er unter unpassender Verwendung eines modernen Begriffes meint. Ehe man solche Urteile fällt, sollte man sich die erforderlichen Kenntnisse verschaffen.

Alles in allem: Hätte Herausgeber sich auf die Wiedergabe der Originalfassung der Märchen, die Mitteilung der näheren Lebensumstände Krauses und im übrigen auf sein Metier als Graphiker beschränkt, wäre das dem Werk zugute gekommen. *Hermann Bettenhäuser*

Schmidt, Walter-Hubert: Verbandsabzeichen des Heeres. Band 1 Artillerie und Topographie. 264 S. mit 107 farbigen Abb. von Verbandsabzeichen, broschiert, 4-farbiger Efallin-Einband, 1984, 32,- DM.

Vom Bundesministerium für Verteidigung – Inspekteur des Heeres – wurden am 27. 11. 1980 Verbandsabzeichen für das Heer genehmigt. Diese Verbandsabzeichen dienen als Wappen und Embleme für Kommandobehörden, Verbände und selbständige Kompanien. Sie dürfen von Truppenangehörigen an der Uniform getragen oder an Kraftfahrzeugen angebracht werden. Laut o. a. Erlaß sollen sie „zur Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls der Verbände“ beitragen.

Der vorliegende 1. Band mit den Verbandsabzeichen der Artillerie- und Topographietruppen gibt in einem einleitenden Kapitel einen kurzen Überblick über die geschichtliche Entwicklung und die Aufgabe dieser Einheiten. Eine kurze informative Einführung in die Heraldik mit einem historischen Rückblick zur Entwicklung der Wappen und der Wappendarstellungen schließt sich an. Diese 36seitige Vorinformation wird vom Benutzer gern angenommen. Für alle, die mehr über diese Themen wissen wollen, fehlt auch der entsprechende ausführliche Literaturhinweis nicht.

Im Hauptteil folgen die Erläuterungen von 109 internen Verbandsabzeichen. Diese beschränken sich kurz auf die Zuordnung nach Einheiten, Verbänden und Standorten, sowie eine exakte Beschreibung der Wappen mit den notwendigen Bedeutungshinweisen, wobei die Erwähnung der militärischen Tradition der Garnisonstadt leider fehlt.

Es bleibt zu hoffen, daß im letzten Band ein Nachschlag- oder Sachregister das Auffinden bestimmter Wappen oder Truppenteile erleichtert. Dann wäre die wegen des 4-Farbendruckes nicht ganz billige Buchreihe ein willkommenes und wertvolles Nachschlagewerk für Sammler sowie Freunde und Angehörige der Bundeswehr.

Die Idee, die Verbandsabzeichen des Heeres in einem 13bändigen Werk aufzunehmen und zu veröffentlichen, ist zu begrüßen, und dem Verfasser ist für die geleistete Arbeit zu danken.

Helmut König

Klüßendorf, Niklot: Papiergeld und Staatsschulden im Fürstentum Waldeck (1848–1890). N. G. Elwert: Marburg 1984.

Die Einführung der „Papiermünze“ als Zahlungsmittel in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist nicht nur in der Bevölkerung sehr kritisch beurteilt worden, sondern hat auch den Herausgebern unerwartete Schwierigkeiten bereitet. Die finanzpolitischen Probleme dieser geschichtlichen Periode hat Klüßendorf so umfassend dargestellt, daß sein Buch in der Reihe „Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte“, herausgegeben vom Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde, zu einem Lehrbeispiel dafür geworden ist, wie überfällig schon aus rein wirtschaftlichen Erwägungen die Abkehr von der deutschen Kleinstaaterei war.

Dabei wird deutlich, daß das Grundübel der Zeit, die ungeheure Verschuldung, nicht nur in Waldeck, sondern in allen Bundesstaaten den Staatshaushalt so belastete, daß die Mittel kaum für Tilgung und Verzinsung ausreichten. So nimmt Waldeck unter 35 ausgewerteten Staaten bei einer Pro-Kopf-Verschuldung von 32 Talern noch den 12. Platz ein. Das Defizit des kleinen Fürstentums beginnt im Jahr 1784 mit der Kreditaufnahme bei Friedrich II., und dieses Geldgeschäft zwischen Hessen und Waldeck wird über die Umschuldung während der westfälischen Zwischenzeit hingeschleppt bis zum Jahr 1882.

Es ist zu begrüßen, daß bei dieser Erörterung klar wird, wie allein das Nebeneinander von zwei getrennten Finanzverwaltungen, der fürstlichen und der landschaftlichen, eine Gesun-

dung des Haushaltes erschwert wird, wie aber auch in solchem Dualismus sich ein junges Parlament bewähren kann. Bei den Auseinandersetzungen über Landeshaushalt und Dominalhaushalt übernimmt der Landtagsabgeordnete Wolrad Schumacher eine vielbeachtete Führungsrolle.

Zu den internen Schwierigkeiten kommt dann der Streit mit Preußen, in dessen Abhängigkeit das Fürstentum mehr und mehr gerät. Gerade die Aufarbeitung dieser Zeitspanne hält Klüßendorf mit gutem Recht für wichtig, weil die Geschichte oft nur das Vormachtstreben Preußens herausstellt, ohne die Wirtschaftskrise der hoch verschuldeten Kleinstaaten mit ihrer veralteten schwerfälligen Regierungsform zu kennzeichnen. Die bisher unbekanntem Haushaltsentwürfe Waldecks, die hierzu abgegebenen Berichte der Landtagsabgeordneten und das Pro und Contra der Hauptwortführer Varnhagen und Schumacher sind anschauliche Zeitdokumente aus der Vorgeschichte des Papiergeldes.

Aber auch nach der Verabschiedung des Gesetzes zur Einführung der Waldeckischen Kasenanweisungen am 13. 11. 1854 bleiben dem Kleinstaat neue Probleme nicht erspart. Auch hier hat Klüßendorf interessantes Quellenmaterial zusammengetragen, das die parlamentarischen Spannungen aufzeigt, geschürt von den Bemühungen der Abgeordneten, die Liquidität des neuen Geldumlaufes zu sichern. Schließlich führen aber alle Stützungsversuche der Währung mit den Emissionsgesetzen der Jahre 1863 und 1866 zunächst doch in die Arme privater Kreditgeber, bis dann nur noch die Eingliederung in den preußischen Wirtschaftsbereich übrigbleibt. Am 25. 1. 1869 wird die waldeckische Regierung offiziell aufgelöst.

Es ist ein Verdienst dieses Buches, daß die letzten Jahre dieses kleinen Fürstentums hier einmal losgelöst von machtpolitischen Zwängen aufgezeigt werden. Im Gegenteil, hier gewinnen die wirtschaftspolitischen Gegebenheiten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Verursacher eines neuen deutschen Staatsbewußtseins Überzeugungskraft.

Bleibt zu erwähnen, daß der Numismatiker Klüßendorf das Waldecker Papiergeld auch mit allen Scheinen im Bild vorführt und für den Sammler eine interessante Emissionsstatistik angibt.

Gewidmet hat der Verfasser seine Arbeit Hans Philippi.

Emil Gröbel

Bunte Bilder aus dem Schlesierlande. Herausgegeben vom Schlesischen Pestalozzi-Verein. Würzburg: Weidlich-Verlag 1977 (1985), Reprint der Ausgabe von 1898, 472 S., gebunden mit farbigem Überzug, 153 Abb., 59,- DM.

Im Verlagsprogramm des Weidlich-Verlages nehmen Publikationen über Schlesien einen breiten Raum ein. 27 zumeist umfangreiche, vielfältig bebilderte Darstellungen nennt das Gesamtverzeichnis 1985/86, darunter 8 Reprints. Unzweifelhaft berechtigt war dabei die Nachdruckentscheidung für den längst selten gewordenen Band „Bunte Bilder aus dem Schlesierlande“, der in höchster Ausstattungsqualität vorgelegt wird. In der Art landeskundlicher Anthologien und Jahrbücher vereinigt das Werk fast 100 quantitativ und qualitativ ähnliche Beiträge verschiedener Autoren zur Orts-, Regional- und Landesgeschichte, zur Geologie, zu Fauna und Flora, zu Volkskunde, Wirtschaft und Industrie, Persönlichkeiten usw. des Bezugsbereichs, die jedem Leserinteresse wichtige Informationen bieten können. (Weiterführende Literaturhinweise fehlen – zeittypisch! – leider sowohl dem Band wie den einzelnen Kapiteln.) Aufgelockert wird die Zusammenstellung durch zahlreiche Abbildungen von erstaunlicher Reprint-Exaktheit, sowie durch z. T. altbekannte Lieder und Sagen aus dem Schlesierlande.

In einer Zeit ausgeprägter allgemeiner nostalgischer Sehnsüchte ist der Band ein heimatkundliches Lesebuch nicht nur für die landesvertriebenen Schlesier und ihre Nachkommen; allein die gotische Schrifttype wird jungen Lesern zunehmend Schwierigkeiten bereiten.

Ein Wunsch an den Verlag: Reprints sollten nie ohne einführenden Kommentar und möglichst nie ohne begleitende Bibliographie publiziert werden.

Im Fall des vorliegenden Bandes wäre ein Schlagwortregister erstes Desiderat, damit das durch die Aufsatzsammlung vermittelte Wissen tatsächlich fruchtbar werden kann. Die 93 Kapitelüberschriften reichen – zumal bei ihren oft verdunkelnden Formulierungen – zur Erschließung der Faktenvielfalt nicht annähernd aus.

Helmut Burmeister